

Engagement und Gemeinwesenarbeit

Eine biographische Forschung im Waldviertel

Doris Maurer, MA
Katharina Streichsbier

Masterthese

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Master of Arts in Social Sciences
an der Fachhochschule St. Pölten

Im Jänner 2018

Erstbegutachterin: Profⁱⁿ-FH. Mag^a. Drⁱⁿ. Monika Vyslouzil

Zweitbegutachterin: Profⁱⁿ-FH. Drⁱⁿ. Andrea Nagy

Abstract

Doris Maurer MA, Katharina Streichsbier

Engagement und Gemeinwesenarbeit

Eine biographische Forschung im Waldviertel

Masterthese, eingereicht an der Fachhochschule St.Pölten im Januar 2018

Zusammenfassung

Engagement ist der zentralere Begriff der die zwei Teile diese Arbeit vereint. Einerseits wird auf strukturellen Ebene der Regionalentwicklung untersucht, wo und wie sich darin gemeinwesenorientierte Arbeitsweisen wiederfinden lassen. Andererseits werden biographische Ereignisse in einer Dorfgemeinschaft erforscht, welche zur Eigeninitiative beitragen und dadurch eine Identität des gemeinsamen Engagements bilden. Mittels Biographieforschung werden die Beiden Themenfelder analysiert. Den Abschluss der Arbeit bildet die Erkenntnis, dass sozialpädagogische Arbeitsweisen sowohl in der Struktur der Regionalentwicklung, als auch an der Basis, in einer Dorfgemeinschaft partizipative Prozesse stärken könnten.

Engagement and community work

A biographical research

Abstract

Commitment is the central concept combining the two parts within this paper. One part includes the structural analysis of regional development to see where and how community work can be found. The other part explores biographical incidents in a rural community setting that contribute to being proactive and as a result establishing an identity of shared commitment. Both topics are analysed by biography research.

The conclusion of this paper is that socio-pedagogical ways of working can strengthen participation in processes, in the structure of the regional development as well as at the base level of the rural community.

Inhalt

Abstract	2
1 Einleitung.....	6
1.1 Problemstellung.....	7
1.2 Fragestellung.....	9
2 Theoretische Grundlagen	10
2.1 Biographie	10
2.2 Sozialpädagogik	12
2.3 Gemeinwesenarbeit	14
2.3.1 Geschichte der Gemeinwesenarbeit	14
2.3.2 Gemeinwesenarbeit in Österreich.....	15
2.3.3 Standards der Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip	16
2.3.4 Rahmenbedingungen der Gemeinwesenarbeit als Arbeitsfeld.....	19
2.4 Engagement	21
2.4.1 Engagement – der Begriff	21
2.4.2 Engagement – Motive	22
2.4.3 Engagement – aktuelle Diskussion	23
2.4.4 Selbsthilfe im Dorf und in der GWA	23
3 Gemeinwesenarbeit in der Regionalentwicklung.....	25
3.1 Die Regionalentwicklung.....	25
3.1.1 Gesetzliche Grundlagen der Regionalentwicklung	25
3.1.2 Theoretische Grundlagen der Regionalentwicklung	25
3.1.3 Entwicklung der Regionalentwicklung in Niederösterreich	27
3.1.4 Zusammenfassung.....	35
3.2 Erhebung Regionalmanager	38
3.2.1 Methodik.....	38
3.2.2 Auswahl der Interviewpartner.....	38
3.2.3 Auswertungsmethode.....	39
3.3 Einfluss der Biographie auf die Regionalentwicklung	40
3.3.1 Anforderungsprofil und Auswahl der Regionalentwickler.....	40
3.3.2 Herkunft der Regionalentwickler	42
3.3.3 Weggehen und Zurückkommen	43
3.3.4 Auswirkung des Ausbildungs- und Berufshintergrundes	45
3.4 Evolution der Regionalentwicklung	49
3.4.1 Gestaltung der Arbeitsinfrastruktur	49
3.4.2 Angewandte Methoden/Arbeitsweisen	51
3.4.3 Gestaltung partizipativer Prozesse	52
3.4.4 Zentrale Arbeitsbereiche	56
3.5 Conclusio – Biographie der Regionalentwicklung.....	58
3.5.1 Vergleich Regionalentwicklung und Handlungsprinzipien der GWA	60
3.5.2 Vergleich Rahmenbedingungen der GWA als Arbeitsfeld	61

4	Engagement im „Dorf“	63
4.1	Einleitung – roter Faden	63
4.2	Die ersten Schritte ins Feld – Theorie	63
4.2.1	Forscherinteresse und Frage	63
4.2.2	Vorwissen und Lücke	65
4.2.3	Auswahl des Feldes	73
4.2.4	Auswahl der Methoden.....	75
4.3	Im Feld – Erhebung.....	77
4.3.1	Das „Dorf“	77
4.3.2	Die Interviews	82
4.3.3	Die Bilder	95
4.3.4	Andere Artefakte	101
4.4	Abschied aus dem Feld - Auswertung	104
4.4.1	Geschichte, Geschichten, Identität	104
4.4.2	David gegen Goliath.....	105
4.4.3	Das „Dorf“ und seine Menschen als Heim und Burg.....	107
4.4.4	Gebäude – im Tun zuhause sein	111
4.4.5	Männer und Frauen.....	113
4.4.6	Erbe - Tradition.....	114
4.4.7	Engagement und tätig sein	117
4.5	Ergebnisse	118
4.5.1	Raum, Mensch und Identität	119
4.5.2	Weitergabe von Identität	121
4.5.3	Widerstand, Unabhängigkeit und Engagement	121
4.5.4	Vielfalt und Homogenität für Engagement einer Gemeinschaft.....	122
4.6	Schluss und Ausblick	123
5	Potenzielle Rolle der Sozialpädagogik.....	125
5.1	Regionalentwicklung	125
5.2	Dorf.....	127
6	Literatur.....	130
7	Daten	136
8	Abbildungen	138
	Eidesstattliche Erklärung	Fehler! Textmarke nicht definiert.
	Eidesstattliche Erklärung	Fehler! Textmarke nicht definiert.

1 Einleitung

Doris Maurer, MA, Katharina Streichsbier

Die Biographie eines Menschen, die Erfahrungen, die ein Mensch in seinem Leben macht, prägen dessen gesamtes Denken und Handeln. Diese ganz individuelle Prägung beginnt bereits im Mutterleib. Nach der Geburt wird das Kind von den Eltern, den Geschwistern, deren Kultur, den Strukturen, in denen es aufwächst und den Erlebnissen, die es hat, geprägt. Diese biographischen Erfahrungen manifestieren sich in jedem Menschen anders und machen einen wesentlichen Teil seines Selbst aus.

Diese biographischen Unterschiede werden auch an den zwei Autorinnen dieser Arbeit überdeutlich sichtbar. Schreibstil, Ausdruck, Zugänge und auch die Art der Forschung zeigen, dass hier zwei sehr unterschiedlich sozialisierte Frauen dieses Werk geschaffen haben.

Doch es sind genau diese Unterschiede, die diese Arbeit auch spannend machen und eine umfassendere, breite Betrachtung des ländlichen Raums, der Regional- und Dorfentwicklung, der Gemeinwesenarbeit und des Engagements ermöglichen. Die unterschiedlichen Blickwinkel und Zugänge erweitern und ergänzen einander inhaltlich und finden im gemeinsamen Schlussteil zueinander.

Fr. Streichsbier, aufgewachsen in Wien, aber mit familiären Verbindungen ins Waldviertel, betrachtet das Thema aus dem Blickwinkel einer neugierigen, an Gemeinwesenarbeit (GWA) interessierten Sozialpädagogin. Sie, die es aus der städtischen Grätzel- und Stadtteilarbeit gewohnt ist, dass dort Entwicklungsprozesse multiprofessionell begleitet werden - Durch RaumplanerInnen, ArchitektInnen, JuristInnen, aber immer auch sozialarbeiterisch. S - sie hat erstaunt festgestellt, dass dieser Aspekt in ländlichen Regional- und Dorfentwicklungsprozessen zu kurz zu kommen scheint; d. Dass die Profession der sozial Arbeitenden, in diese gar nicht eingebunden ist und es auch kaum Bewusstsein für die Bedeutung dieses Zuganges zu geben scheint. In ihrer Forschung bewegt sie sich nah an den, von diesen Prozessen betroffenen Menschen im Feld, im Dorf; e. Erforscht ihre Biographie und untersucht sie auf die Entwicklung des gemeinsamen Engagements und versucht daraus dann Erkenntnisse für SozialpädagogInnen in diesem Feld zu gewinnen.

Fr. Maurer betrachtet das Thema aus ihrem beruflichen Blickwinkel. Als im Waldviertel gebürtige, stark verwurzelte Regionalentwicklerin hatte sie das Gefühl, dass der Regionalentwicklung in der derzeitigen Form etwas fehlt. Sie machte sich auf die Suche nach neuen Blickwinkeln und Konzepten und stieß dabei auf die Gemeinwesenarbeit. In einem analytischen Vorgehen suchte sie einerseits Verbindungen bzw. Überschneidungen zwischen der Gemeinwesenarbeit und der Regionalentwicklung. Andererseits stellte sie sich die Frage, wodurch die Regionalentwicklung überhaupt geprägt wurde. Wie kam es dazu, dass bestimmte Bereiche (Wirtschaft, Landwirtschaft, kommunale Zusammenarbeit, usw.) bearbeitet werden und andere nicht? Wer bestimmt, welche Zugänge gewählt werden, durch welche Netzwerke und Strukturen Regionalentwicklung geprägt wird? Es entwickelte sich im Laufe des Studiums der Sozialpädagogik an der FH St. Pölten auch die Annahme, dass sozialpädagogische Zugänge und Instrumente das fehlende Element in der Regionalentwicklung sein könnten.

Um diese Fragen zu beantworten, wurde die Biographie dreier „Urgesteine“ der neueren Regionalentwicklung analysiert und erste Zusammenhänge ermittelt.

Die Verfasserinnen dieser Arbeit treffen sich in ihrer Annahme, dass die Regionalentwicklung, sowohl in ihren thematischen Inhalten, als auch in ihren Strukturen und Arbeitsweisen, den Aspekt des Sozialen in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt hat. Hier sehen beide ungenützte Ressourcen. Denn neben raumplanerischen, ökonomischen Kenntnissen und Fähigkeiten könnten sozialpädagogische ergänzend helfen, um GWA, Aktivierung, Engagement, Partizipation, Empowerment und Emanzipation zu wecken und zu fördern.

1.1 Problemstellung

Das Waldviertel stellt eine stark ländlich geprägte Region dar, eine Region, in der die Daseinsvorsorge gefährdet ist, die vom Finanzausgleich benachteiligt ist, in der Förderungen zum überwiegenden Teil für Agrarinvestitionen vergeben werden und andere wirtschaftliche Investitionen ausbleiben. Es ist eine Region, in der es an Infrastruktur fehlt, in der das Durchschnittsalter immer mehr ansteigt, die mittlere und junge Generation wegzubrechen droht, wo Abwanderung und eine niedrige Geburtenrate die Bevölkerungszahl schrumpfen lassen.

Das Waldviertel ist aber auch bekannt als „Wiege der Regionalentwicklung“. Anton Rohrmoser brachte in den 70er Jahren die damals neuen Methoden der Gemeinwesenarbeit ins Waldviertel und entwickelte das Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung. Dieses Konzept revolutionierte die Regionalentwicklung in Niederösterreich und wurde auch in anderen Ländern als beispielgebend eingeführt. Das Waldviertel wurde dadurch in den 70er und 80er Jahren auch als Wiege der Regionalentwicklung bekannt.

Nach dieser intensiven Einflussnahme der Gemeinwesenarbeit in den 70er und 80er Jahren, ist der Begriff der GWA in der heutigen Regionalentwicklung kaum mehr anzutreffen, obwohl es in Methodik, Terminologie und auch vom gedanklichen Hintergrund her viele Gemeinsamkeiten mit der GWA zu geben scheint. Soziale Arbeit ist nur am Rande in Regionalentwicklung eingebunden (vgl. Eva Sing, Arno Heimgartner, 2009: S. 56).

Trotz unterschiedlichster Regionalentwicklungsprogramme in Österreich und EU-weit leiden die ländlichen Regionen noch immer stark unter einer Überalterung der Gesellschaft sowie einem kontinuierlichen Rückgang der Bevölkerung. Während in den Städten Österreichs und in den Agglomerationen die Bevölkerungszahl wächst, ist vor allem in den peripheren, grenznahen, ländlichen Regionen des Waldviertels noch immer ein Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen und auch für die nächsten Jahrzehnte prognostiziert (vgl. Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, 2007). Dies ist eine Entwicklung mit der viele ländliche, periphere Räume Europas und der ganzen Welt zu kämpfen haben.

Daher ist es umso auffälliger, dass es ländliche Gemeinden gibt, die sich anscheinend unter denselben Bedingungen stabilisiert haben, wenn nicht gar gewachsen sind. In diesen Gemeinden lässt sich vermehrtes und auch anhaltendes Engagement der Bevölkerung für ihr Lebensumfeld vorfinden, und es entsteht Raum für Partizipation, Emanzipation und Entwicklung. Diese Ortschaften haben es geschafft, die immer größere Kluft zwischen notwendigem Engagement und der Bevölkerung, welche dieses mittragen kann, wieder zu schließen. Sie sind als Wohnort, Lebensraum und somit auch Wirtschaftsraum wieder attraktiv geworden und konnten so die Abwärtsspirale aufhalten und sogar umkehren.

1.2 Fragestellung

Das Engagement der Betroffenen, der Beteiligten bzw. der Bevölkerung steht in der Sozialpädagogik wie in der ländlichen Regionalentwicklung im Zentrum allen Handelns. Dieser Bereich der ländlichen Regionalentwicklung wurde bisher noch kaum aus sozialpädagogischer Sicht untersucht.

Es stellt sich die Frage, ob sich gemeinwesenorientiertes Handeln in der Regionalentwicklung etabliert hat, vielleicht unter anderen Begriffen, oder ob es anderen Konzepten gewichen ist. Ist Gemeinwesenarbeit in der Regionalentwicklung im Waldviertel noch vorhanden?

Auch gilt es herauszufinden, warum sich Dörfer unter anscheinend ähnlichen Bedingungen ganz verschieden entwickeln? Warum erblüht das eine und das andere siecht dahin? Warum werden Menschen tätig und bleiben dies auch? Welche Brüche, Erlebnisse, Erfahrungen ermöglichen dies?

In dieser Arbeit soll herausgefunden werden, ob es noch Ansätze der GWA in der Regionalentwicklung im Waldviertel gibt, und welche Voraussetzungen in einem Dorf vorhanden sein sollten, damit Eigeninitiative und Engagement entstehen können. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen daher die Fragen:

„Wie entwickelte sich die Gemeinwesenarbeit in der Regionalentwicklung im Waldviertel, welche biographischen Erfahrungen lassen sich in einem Dorf finden, die zu gemeinwesenorientiertem Engagement beitragen, und wie können diese Erkenntnisse zukünftig in der Gemeinwesenarbeit und Sozialpädagogik genutzt werden?“

Die oben genannten Fragen werden in dieser Arbeit von zwei unterschiedlichen Standpunkten aus beleuchtet.

Zum einen werden von Frau Maurer mit dem Blick von außen die Entwicklungen, Rahmenbedingungen und Strukturen der Regionalentwicklung untersucht. Zum anderen betrachtet Frau Streichsbier mit dem Blick von innen das Thema. Der Blick fällt auf die Menschen, um die es in diesen Prozessen geht. Es wird untersucht, wie sich die Biographie eines Ortes auf Engagement und damit auch auf partizipative Prozesse auswirkt.

2 Theoretische Grundlagen

2.1 Biographie

Katharina Streichsbier

„Tatort Biographie“ nennen Imbke Behnken und Theodor Schulze ihren biographischen Sammelband (ebd. 1997). **Biographie** als Ort an dem etwas geschieht. „Ort“ als Raum, Erinnerung, Gefühl, Erlebnis, Gedanke, Beziehung, Ereignis. „Tat“ als Geschehnis, durchgeführt, erlebt, gefühlt, eine Bewegung. „Tatort“ als ein noch ungeklärtes Ereignis. Als ein Erlebnis, das seinen Sinn sucht, das präsentiert werden will, seinen Platz in der Geschichte finden will. Biographie als Prozess, als „Geschehen in der Zeit“ (ebd.:9).

Treffend dazu die **BiographieforscherInnen**, die die sich auf die Suche machen. Die die Betroffenen befragen, versuchen, hinter Aussagen zu blicken, die aber anders als Detektive und Detektivinnen nicht versuchen den speziellen Fall zu explizieren, sondern von diesem auf das Allgemeine zu schließen (vgl. ebd. 1997:11), die einzelne Lebensgeschichten als Abbild sozialer Prozesse zu verstehen suchen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000:86).

Genau darin liegt auch die Stärke von biographischer Forschung. Sie ermöglicht den **Zugang zum Allgemeinen über das Individuelle**. Denn wir Alle sind eingebettet in unsere Kultur, Traditionen und sozialen Systeme; werden beeinflusst, geformt und geprägt; entwickeln eingebettet in dieses System unsere Identität, unsere Mentalität. Bei manchen lässt sich das Echo dieser Bezogenheit lauter und klarer hören, bei manchen ist es leiser, aber bei jedem Menschen ist es da. Wir wären nicht lebensfähig ohne diese Resonanz.

So wie wir uns in der Alltagskommunikation mit unserem Partner/unsere Partnerin, den Nachbarn auf der Straße, den Familienmitgliedern bei einer Feier über Erlebtes und Erfahrenes austauschen und uns ein Stück abbilden, darstellen, zeigen, aber auch Erlebtes verarbeiten und Sinn suchen, so ist auch das Erzählen unserer gesamten Lebensgeschichte ein Abbild dessen, was im Alltag im Kleinen passiert (vgl. Fuchs-Heinritz 2000:13).

„Biographische Kommunikation bietet Möglichkeiten des Vergleichs von Lebensführung, Lebensverständnis“ (ebd.:17) Wir lernen im Austausch mit anderen, geben selbst

Erfahrung weiter, vergleichen, messen, grenzen uns ab, eignen uns an. So sind unsere Geschichten immer durch Individuelles aber auch Kollektives geprägt. Überhaupt wird unsere Biographie ja erst bedeutsam, wenn sie von den kollektiven Erzählungen oder Identitäten abweicht. Erst mit dem Herausbilden der Möglichkeit, auch vom Kollektiv abweichende, individuelle Lebenspläne zu leben, bekommt das darüber Reden Bedeutung. „In statischen Gesellschaften dürfte es keinen großen Bedarf für biographische Kommunikation gegeben haben“, sagt Fuchs-Heinritz (ebd.:76).

Mit der Möglichkeit des selbstbestimmten Eingreifens in unsere Lebensplanung und dem Herausbilden von individuellen Vorstellungen über unser Leben eröffnet sich aber auch ein neues Spannungsfeld: das der Diskrepanz zwischen unseren Vorstellungen und den tatsächlich gelebten Möglichkeiten. Immer wieder müssen wir relativieren, Abstriche machen, unsere Vorstellungen anpassen. Unser Leben und unser Lebensplan gehen verschlungene Pfade; sind miteinander verwoben, miteinander in Beziehung, laufen parallel oder kreuzen sich. Nur in Verbindung mit unserem Lebensplan nehmen wir unsere Biographie auch wahr. Und in Verbindung mit diesem Lebensplan kommunizieren wir sie auch, mehr oder weniger bewusst. Nur dort, wo der Lebensplan abweicht vom Erleben, spüren wir, fällt es auf, können wir es benennen. So wie wir zum Glück auch das Unglück brauchen.

Unser Tatort, das Waldviertel, das Dorf, die Regionalentwicklung, das Engagement, die Gemeinwesenarbeit. Hier wollen wir hinter „die Kulissen“ blicken und nach dem Allgemeinen in diesen speziellen Fällen suchen.

So wie qualitative Forschung fragt auch die biographische Forschung nach dem „Wie?“. Sie will Bedeutungen, Beziehungen, Prozesse und Motivationen im Kontext von Erfahrungen, Erlebnissen, Brüchen, Prägungen des gesamten Lebens oder eines Lebensabschnittes verstehen und erlaubt so einen **Blick von Innen** auf das Feld. Gerade in Hinblick auf die hier gestellten Forschungsfragen wäre nur der Blick von außen auf das Feld nicht so aussagekräftig, wie die Hinbeziehung dieses Innenblicks.

Gerade, um daraus auch für die **Sozialpädagogik Rückschlüsse** ziehen zu können, bedarf es dieser Herangehensweise, die das Land und seine Prozesse nicht nur über Probleme und statistische Entwicklungen erfasst. Die Antworten auf das „Wie“ im Kontext der Biographie lassen es zu, auch einen achtsamen Blick auf Ressourcen zu werfen, die in diesen Geschichten liegen. So lassen sich auch passendere Zukunftsentwürfe für die hier lebenden Menschen finden.

2.2 Sozialpädagogik

Doris Maurer, MA

Der Begriff Sozialpädagogik beschreibt zum einen ein Arbeitsfeld im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit und kann zum anderen „...als vielseitiger Wissenschaftszweig definiert werden, der die sozialstaatliche Intervention, Bildung sowie Erziehung kombiniert.“ (Fernstudium Sozialpädagogik 2017). In diesem Kapitel wird der Fokus auf das Arbeitsfeld Sozialpädagogik gelegt.

Das Arbeitsfeld der sozialen Arbeit hat sich seit ihrer Begründung im Mittelalter stark verändert. Von der Arbeit in Zuchthäusern im 17. Jahrhundert hin zur Arbeit in den Wohltätigkeitsorganisationen des 19. Jahrhunderts begann sich Anfang des 20. Jahrhunderts die soziale Arbeit zu professionalisieren. In dieser Zeit entstanden auch die ersten sozialpädagogischen Einrichtungen für Kinder und Jugendliche – die Heime. Sozialpädagogik wurde damals wie folgt definiert:

„... alles, was Erziehung, aber nicht Schule und nicht Familie ist. Sozialpädagogik bedeutet hier den Inbegriff der gesellschaftlichen und staatlichen Erziehungsfürsorge, sofern sie außerhalb der Schule liegt“ (Bäumer 1998: 149).

Nach den turbulenten Zeiten der beiden Weltkriege blieb bis in die 70 Jahre in der Sozialpädagogik die Arbeit in staatlichen und kirchlichen Großheimen für Kinder und Jugendliche zentral. Erst die 68er Bewegung führte einerseits zu einer Veränderung der Strukturen hin zu Wohngruppen und Krisenzentren, was andererseits auch zu einer Veränderung der Arbeitsweisen und Methoden der Sozialpädagogik führte. In den letzten Jahren ist eine Ausdehnung auf andere gesellschaftliche Bereiche deutlich erkennbar. „Es reicht vom Kindes- und Jugendalter über das Erwachsenen- bis hin zum Seniorenalter. Begleitet werden sowohl Einzelpersonen, als auch Familien und Gruppen.“ (ARGE Sozialpädagogik 2017).

Dennoch ist nicht klar umrissen, was genau Sozialpädagogik ist, wo sie sich von anderen Berufsfeldern abgrenzt und welches besondere Merkmal sozialpädagogisches Handeln kennzeichnet oder auf welche wissenschaftlichen Erkenntnisse sich Sozialpädagogik bezieht.

„Die Identität der Sozialpädagogik scheint bis zum heutigen Tage ihre Nicht-Identität zu sein: Sie hat keinen eindeutigen, klar zu benennenden Ort in der Praxis, kein einheitliches Profil der Ausbildung, keine selbstverständliche, von allen ihren VertreterInnen geteilte disziplinäre Heimat, keine stabilen theoretischen, wissenschaftlichen und professionellen Grundannahmen.“ (Thole 2002, S. 26).

Einen Erklärungsversuch, was Sozialpädagogik ist, erstellt die ARGE Sozialpädagogik, um potenziellen Studenten das Arbeitsfeld der Sozialpädagogen zu erläutern. Dabei fokussieren sie auf die Tätigkeiten, die SozialpädagogInnen in Ausübung ihrer Profession übernehmen:

- Unterstützung von Menschen in Prozessen der Lebensbewältigung und Persönlichkeitsentwicklung
- Arbeiten in sozialen Problemfeldern der modernen Gesellschaft
- Erschließen von Ressourcen durch Beratung, Bildung, Betreuung, Förderung, Vernetzung, Ermächtigung, Begleitung im Alltag, Pflege, Verwaltung, Organisation

Durch diese Darstellung wird der Umfang des sozialpädagogischen Handelns deutlich. Die Sozialpädagogik ist bereits seit Jahren über das ursprüngliche Arbeitsfeld in der Kinder- und Jugendarbeit hinausgewachsen. SozialpädagogInnen wirken heute in unterschiedlichen Handlungsfeldern und Arbeitskontexten. (vgl. ARGE Sozialpädagogik 2017)

Auf europäischer Ebene wurde 2005 von der gemeinsamen Plattform für SozialpädagogInnen, der International Association of Social Educators (AIEJI), versucht, eine Grundlage für das sozialpädagogische Berufsverständnis zu schaffen.

„Sozialpädagogische Arbeit wird als Prozess sozialer Aktion in Beziehung zum einzelnen und zu verschiedenen Gruppen verstanden. Die Methoden sind multidimensional ... [und beinhalten die] Entwicklung einer umfassenden Lebensweltbegleitung“. (AIEJI 2005:9)

Diese Beschreibung von sozialpädagogischem Handeln der International Association of Social Educators beschreibt das Handlungsfeld und die Handlungsweisen der Sozialpädagogik. Im Dokument „Die professionellen Kompetenzen von Sozialpädagogen/Innen – ein konzeptioneller Rahmen“ wird neben den Anforderungen an die Ausbildung auch auf die erforderlichen Kompetenzen hingewiesen. Darin wird explizit auch auf das Gemeinwesen eingegangen: „Der Sozialpädagoge muss weiter dabei helfen, Rahmenbedingungen und Lebensbedingungen ... zu verbessern und weiterzuentwickeln.“ (AIEJI 2005:24)

Die Gemeinwesenarbeit stellt somit ebenfalls ein Handlungsfeld der Sozialpädagogik dar. Die Stadtteilarbeit und die Sozialraumarbeit sind bereits bekannte Arbeitsfelder für SozialpädagogInnen.

2.3 Gemeinwesenarbeit

Doris Maurer, MA

„Im Kernbereich beschäftigt sich GWA mit der umfassenden Einbeziehung der Bevölkerung in Konzeption und Umsetzung von Maßnahmen zur Verbesserung der eigenen Lebenssituation.“ (Geser 2005: 14).

So einfach diese Definition von Gemeinwesenarbeit (GWA) klingt, so unterschiedlich sind die Aufgabengebiete, in denen GWA zur Anwendung kommt, so bewegt ist die Geschichte der GWA und so mannigfaltig sind die Begriffe und Konzepte, die in Zusammenhang mit GWA gebracht werden.

2.3.1 Geschichte der Gemeinwesenarbeit

Die GWA hat ihre Wurzeln in Großbritannien, als das von Arnold Toynbee entwickelte Konzept von „Nachbarschaft- und Bildungszentren“ inmitten von Armenvierteln um 1880 umgesetzt wurde. Mit der Errichtung der Toynbee Hall durch Samuel Augustus Barnett und seiner Ehefrau Henrietta wurde diese Idee realisiert. Es wurde erstmals versucht, die Probleme der Armen dort zu lösen, wo diese lebten und arbeiteten. Daraus entwickelte sich die Settlement-Bewegung (niederlassen =engl. to settle), welche sich rasch nach Kanada und in die USA ausbreitete und dort auch weiterentwickelte (vgl. Schley 2007).

Die Grundsteine der GWA wurden somit vom städtischen Umfeld geprägt, wo ihre Ansätze auch heute noch im Quartiersmanagement, der Stadtteilarbeit, usw. stark verankert sind.

Mit der Veröffentlichung des deutschen Sammelbandes zum Thema „Social Case Work“ durch Hertha Kraus 1950 begann „...der Diskurs um die Gemeinwesenarbeit als neue, dritte Methode der sozialen Arbeit...“ (Noack 2015:58) erneut im deutschsprachigen Raum. Die Ansätze der Community-Orientierung trafen aber auf andere Sozialsysteme als jene, die in Amerika gegeben waren (vgl. Fehren 2008). Auch wurden die angelsächsischen Arbeitsformen unterschiedlich interpretiert, wodurch sich Unterschiede in den Zielsetzungen ergaben. Es entwickelten sich einerseits eher kämpferische Ansätze, welche eine Mobilisierung der Einwohner gegen die Ungerechtigkeiten des Systems anstrebten. Andererseits gab es jene Ansätze, die eine

Einbindung und Akzeptanz aller Einwohner bei geplanten Veränderungen forcierten (vgl. Noack 2015).

Eine nähere Betrachtung dieser unterschiedlichen Konzepte würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Es soll aber festgehalten werden, dass sich GWA unterschiedlich entwickelte und sich auch heute noch in einem Entwicklungsprozess befindet. Dadurch kann sie sich einerseits an die sich laufend verändernden Gegebenheiten anpassen, andererseits führt es auch zu einer diffusen und unklaren Definition von Gemeinwesenarbeit.

2.3.2 Gemeinwesenarbeit in Österreich

Die GWA hielt ihren Einzug in Österreich in den 70er Jahren. Als gelungene Beispiele können in Wien die Bassena und im Waldviertel die eigenständige Regionalentwicklung genannt werden. Im sozialen Brennpunkt „Am Schöpfwerk“ in Wien wurden im Stadtteilzentrum „Bassena“ die Methoden der GWA mit dem Ziel angewandt, mit den BewohnerInnen des Stadtteils eine Verbesserung der immateriellen Faktoren zu erreichen (vgl. Schnee 2005: 25). Im Waldviertel manifestierte sich GWA im Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung, welche im Kapitel „Eigenständige Regionalentwicklung“ näher betrachtet wird.

Nach dieser Hochblüte in den 70er und 80er Jahren verlor die GWA an Bedeutung in Österreich. Die „Positionen der GWA ‚verflüssigten‘ sich ... in unterschiedlichste methodische Ansätze sowie politische Programmatiken“ (Geser 2013:288), wie zum Beispiel in LA-21-Prozesse oder in regionale Leitbildprozess. Dazu trugen die unterschiedlichen Ansätze (besonders die systemkritisierenden Konzeptionen) und die unklare Definition von GWA wesentlich bei.

Als richtungsweisend für die GWA wurde 1980 die Veröffentlichung des Buches „Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip. Eine Grundlegung“ von Boulet / Krauss / Oelschlägel. In diesem Werk wurde GWA als Handlungsprinzip der sozialen Arbeit definiert (vgl. Boulet et al 1980) und gewann dadurch zusehends an Bedeutung. Als Arbeitsprinzip hielt die GWA in fast alle sozialen Handlungsfelder Einzug und etablierte sich.

„Interessanterweise hatte diese Entwicklung in Österreich kaum Einfluss auf die Curricula“. (vgl. Geser 2005:15). Dem entgegenzuhalten ist, dass Lehrveranstaltungen oftmals nicht als GWA bezeichnet werden und wurden, sondern unter anderen Begrifflichkeiten wie Sozialraumanalyse, soziale Arbeit in der Stadt- und Regionalentwicklung, usw. in den Lehrplänen verankert sind (vgl. Sing 2013: 218-219).

In dieser Arbeit wird GWA als Arbeitsprinzip und als Arbeitsbereich näher betrachtet. Die Analyse der Arbeitsprinzipien ist erforderlich, um GWA in potenziellen anderen Arbeitsfeldern zu finden. Die Betrachtung von GWA als Arbeitsbereich bzw. als Arbeitsfeld ist erforderlich, da die Regionalentwicklung von den Autorinnen als potenzielles Arbeitsfeld gesehen wird.

2.3.3 Standards der Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip

Um GWA in anderen Professionen zu finden, braucht es eine Definition, welche Haltungen und Grundlagen der Gemeinwesenarbeit zugrunde liegen, welches Handeln der Gemeinwesenarbeit zugerechnet wird und welches sich davon unterscheidet. Die bis jetzt gültigen Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit wurden 2001 von Maria Lüttringhaus im gleichnamigen Werk definiert (vgl. Hinte / Lüttringhaus / Oelschlägel 2001). „Diese Leistungsstandards gelten im deutschsprachigen Raum bis jetzt als state of the art ...“ (Stoik 2013:82) und bilden daher auch den Bezugsrahmen in dieser Arbeit. Im nachstehenden Kapitel werden diese näher betrachtet.

1) Zielgruppenübergreifendes Handeln

Die GWA soll alle Menschen und Zielgruppen in einem definierten Raum (Stadtteil, Region, usw.) ansprechen. Sie implementiert Orte der Begegnung (Stadtteilcafés, Gemeinschaftsräume, ...), an denen ein niederschwelliger Austausch aller Bewohnergruppen stattfinden kann. In die Lösungsansätze sollen nach Möglichkeit alle Bewohnergruppen eingebunden werden.

2) Orientierung an den Bedürfnissen und Themen der Wohnbevölkerung

Die Themen, die zu bearbeiten sind, kommen aus der Bevölkerung, und es werden gemeinsam mit der Bevölkerung Lösungen erarbeitet und umgesetzt.

3) Förderung der Selbstorganisation und der Selbsthilfekräfte

Die Menschen sollen dazu befähigt werden, selbst Lösungsmöglichkeiten zu finden und diese auch umzusetzen. Dabei werden sie bei Bedarf von BetreuerInnen unterstützt und ermutigt. Auch die Förderung der Selbstorganisation ist wesentlicher Teil dieses Handlungsfeldes.

4) Nutzung der vorhandenen Ressourcen

Die im Stadtteil oder der Region vorhandenen Ressourcen (Wissen, natürliche Ressourcen, usw.) und Strukturen sollen genutzt, sowie externe Potenziale (Förderungen) der Bevölkerung erschlossen werden. Die GWA verbindet externe und interne Potenziale und unterstützt die Bevölkerung bei der Nutzung dieser Ressourcen.

5) Verbesserung der materiellen Situation und der infrastrukturellen Bedingungen

Es werden aktiv Maßnahmen zur Verbesserung der Infrastruktur (Verkehrsanbindung, Verkehrsberuhigung, Sanierungsmaßnahmen, usw.) initiiert und gefördert. Dies beinhaltet auch die soziale Infrastruktur wie Beratungseinrichtungen, Kinderbetreuungsangebote usw. Ein weiterer Tätigkeitsbereich ist die Verbesserung der Verdienstmöglichkeiten oder die Schaffung von günstigen Einkaufsgelegenheiten.

6) Verbesserung der immateriellen Faktoren

Die GWA initiiert Projekte, die die Handlungsoptionen der Bevölkerung steigern (Partizipation, Steigerung der sozialen Kompetenzen, usw.). Dies kann über die Förderung des kulturellen Lebens oder die Schaffung einer gemeinsamen Identität im Stadtteil bzw. in der Region erfolgen.

7) Ressortübergreifendes Handeln

Der Lebensraum (Stadtteil oder Region) der Bevölkerung wird ganzheitlich betrachtet (Arbeit, Freizeit, Wohnraum, Kultur, Bildung), und eine bereichsübergreifende Zusammenarbeit wird gefördert. Die GWA betrachtet den Lebensraum nicht nur aus Sicht des sozialen Sektors, sondern betrachtet den Stadtteil/die Region auch aus anderen Blickwinkeln (Wirtschaft, Wohnbau, Arbeitsförderung, Landwirtschaft, ...).

8) Vernetzung und Kooperation

Vernetzung und Kooperation bilden eine wichtige Basis der Gemeinwesenarbeit. Das betrifft sowohl die Vernetzung der Bewohner, Interessensgruppen und Nachbarschaft,

als auch die Zusammenarbeit unterschiedlicher Fachkräfte und die Kooperation mit verschiedenen Ebenen der Verwaltung, Politik und Wirtschaft.

Die nachstehende Abbildung stellt eine Zusammenfassung der Leistungsstandards dar und dient in dieser Arbeit als Raster für die Analyse der Regionalentwicklungsprogramme.

Leistungsstandards nach Lüttringhaus:

	Handlungsfeld	Unterpunkte	Beispiele
1)	Zielgruppen- übergreifendes Handeln	spricht alle Menschen an	Kinder, Senioren
		initiiert Orte der Kommunikation	Spielplätze
		Schaffung von Stadtteilöffentlichkeit	Webseite
2)	Orientierung an der Bevölkerung	greift die Themen der Menschen auf	Sicherheit
		nimmt kleine Dinge des Alltags ernst	Verschmutzungen
		gemeinsam mit Betroffenen Lösungen finden	„runde Tische“
3)	Förderung der Selbstorgani- sation	Ermütigung Probleme selbst zu lösen	Empowerment
		Unterstützung bei Interessenwahrnehmung	Beratung, Information
		Förderung der Selbstorganisation	Nachbarschaftshilfe
4)	Nutzung der vorhandenen Ressourcen	Nutzung der vorhandenen Potenziale	Räume, Fähigkeiten
		Zugriff auf externe Potenziale	Politik, Verwaltung
		Verbindung interner & externer Potenziale	Themenarbeitskreise
5)	Verbesserung infrastruktureller Bedingungen	aktive Regionalentwicklung	Verkehrsanbindung
		Verbesserung der materiellen Lebenslage	Verdienstchancen
		Verbesserung der sozialen Infrastruktur	Kinderbetreuung
6)	Verbesserung der immateriellen Faktoren	Erweiterung der Handlungsoptionen	Partizipation
		Förderung des kulturellen Lebens	Vorträge, Lesungen
		Schaffung einer gemeinsamen Identität	soziales Klima
7)	ressortüber- greifendes Handeln	ganzheitliche Sichtweise	Arbeits-, Lebensraum
		bereichsübergreifende Zusammenarbeit	Verwaltung, Wirtschaft
		Sektoren-übergreifende Zusammenarbeit	Arbeitsförderung
8)	Vernetzung und Kooperation	Schaffung bzw. Stärkung sozialer Netzwerke	Interessensgruppen
		Förderung der Zusammenarbeit von Fachkräften	Regionskonferenz
		Förderung der Kooperation von Verwaltung, Politik und Wirtschaft	Regionsentwicklung

Abbildung 1: Leistungsstandards der GWA nach Lüttringhaus (eigene Darstellung)

2.3.4 Rahmenbedingungen der Gemeinwesenarbeit als Arbeitsfeld

Damit GWA professionell und erfolgreich umgesetzt werden kann, bedarf es konstanter handelnder Personen. Durch Verlässlichkeit und ausreichend zeitliche Ressourcen kann in der Bevölkerung Vertrauen aufgebaut werden. Dadurch lernen die Menschen die Probleme und Herausforderungen in der Region oder im Stadtteil kennen und nehmen diese ernst. Dieses Vorgehen macht Aktivierung und konstruktive Beteiligung erst möglich (vgl. Hofinger 2007: 52).

Der partizipative Ansatz bei der Entwicklung und Umsetzung von Aktivitäten und Projekten bedarf einer gewissen Offenheit bei den Entscheidungsträgern. Damit GWA wirken kann, muss diese mit finanziellen Ressourcen ausgestattet werden und dennoch eigenständig wirken können (vgl. Stock 2004).

„Hinte gilt ... als Vertreter des intermediären Konzepts, in dem GWA als Vermittlungsinstanz zwischen BewohnerInnen und „System“ (Verwaltung und Politik) verstanden wird, ...“ (Stoik 2016:82).

Dies bedingt allerdings ein „doppeltes Mandat“ für die handelnden Personen, da sie einerseits die Interessen der BewohnerInnen vertreten und andererseits den Interessen der auftraggebenden Institution verpflichtet sind (vgl. Fehren 2006: 575-595).

Um dieses Aufgaben bewältigen zu können, benötigt professionelle GWA ausgebildete Fachkräfte, die neben sozialen auch wirtschaftliche, politische und kulturelle Aspekte einer Region oder eines Stadtteils berücksichtigen und ihre Zielsetzungen kennen.

In der Methodenauswahl bedient sich die GWA neben klassischen Methoden, wie der aktivierenden Befragung, auch zahlreicher Methoden anderer Disziplinen, wie dem Projektmanagement, der Psychologie, u.v.m. Durch das breite, differierende Aufgabenfeld ist die Kenntnis unterschiedlichster Methoden für eine professionelle Umsetzung von immensem Vorteil.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass ein niederschwelliger Zugang zur Bevölkerung gewählt wird, um allen Bevölkerungsgruppen die Beteiligung zu ermöglichen. (vgl. Grundlagen der GWA 2014). Die nachstehende Grafik verdeutlicht nochmals die Rahmenbedingungen für die erfolgreiche Umsetzung von Gemeinwesenarbeit als Handlungsfeld.

Rahmenbedingungen der GWA als Arbeitsfeld

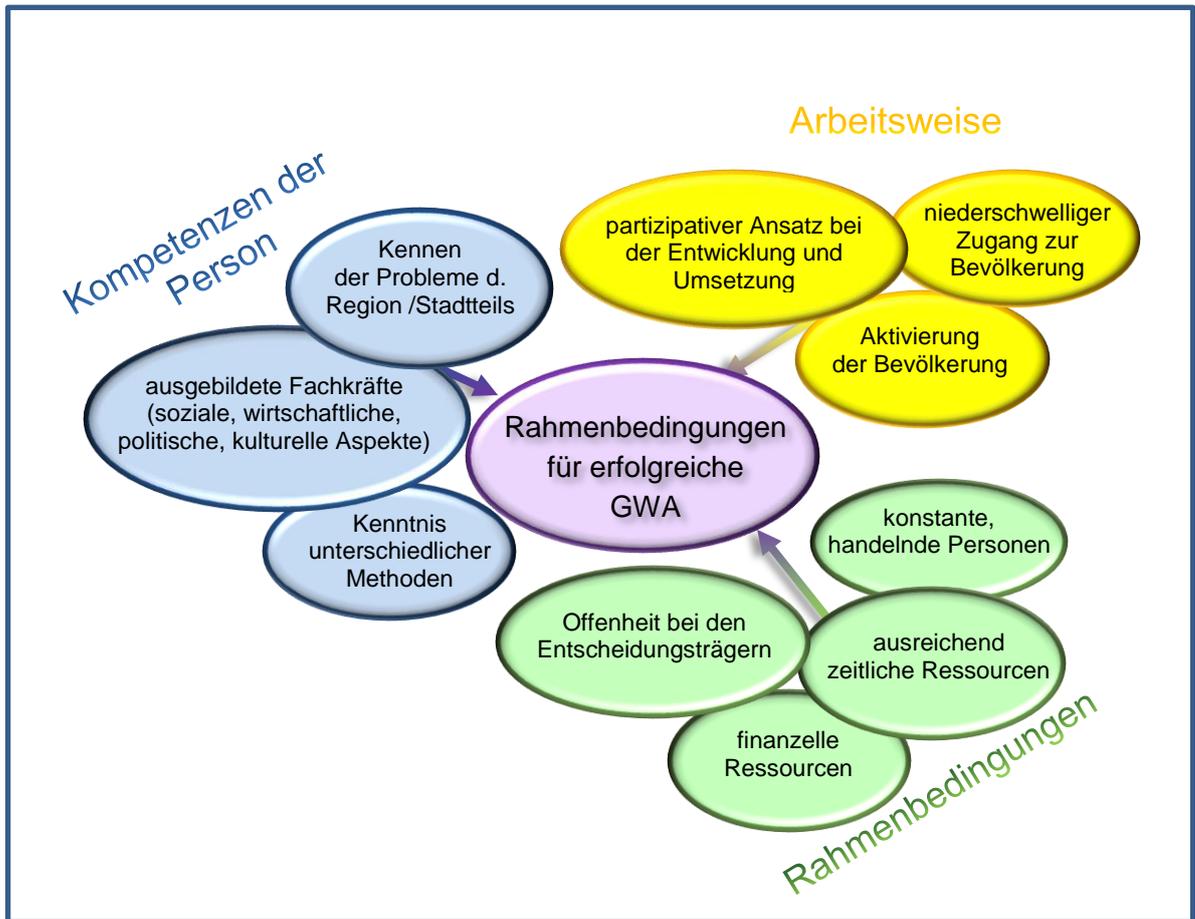


Abbildung 2: Rahmenbedingungen der GWA als Arbeitsfeld (eigene Darstellung)

2.4 Engagement

Katharina Streichsbier

2.4.1 Engagement – der Begriff

Das Engagement im Auge des Sturms von gesellschaftlichen Veränderungen. Das bringt auch eine unüberschaubare Vielfalt an Begrifflichkeiten und Ausdifferenzierungen des Begriffes mit sich, welche vielfach nebeneinander, gleichzeitig und unreflektiert verwendet werden:

Ehrenamt, Freiwilliges Engagement, Freiwilligenarbeit, Selbsthilfe, gemeinwohlorientiertes Engagement,... Sebastian Braun stellt in der Enquete Kommission fest: „Allerdings wurden diese Begriffe bisher kaum expliziert, weshalb immer wieder neue Begriffe eingeführt werden.“ (Braun 2002:55)

Der Deutsche Bundestag hat daher 2000 eine Kommission eingesetzt, deren Aufgabe es war, eine fundierte Bestandsaufnahme von Engagement zu erarbeiten und auch die Frage der Begrifflichkeit zu klären. Der Begriff des bürgerschaftlichen Engagements wurde hier festgelegt. Unter diesem Dach sollte das Engagement gesammelt werden, und bisher „getrennt geführte Diskurse“ sollten zusammengeführt werden (vgl. Olk 2011:150). Jedoch ist auch dieser Begriff umstritten, „überfordert“ nennt ihn Olk. Er ist zwar durch seine Größe und Offenheit sehr anschlussfähig für verschiedenste Engagementformen (vgl. ebd.:148), aber eben auch unscharf. Bürgerschaftliches Engagement wird definiert als:

„Freiwillig, nicht auf materiellen Gewinn ausgerichtet, gemeinwohlorientiert, öffentlich und in der Regel gemeinschaftlich/kooperativ ausgeübt, [...und] die Agierenden handeln in ihrer Eigenschaft als Bürgerinnen und Bürger.“ (Backes 2011:67)

Aber „es muss nicht immer die Identität der Bürger [...] sein, die sie dazu bringt, sich[...] zu engagieren.“(Olk 2011:157). Engagement wird oft aus Zugehörigkeit zu einer Gruppe ausgeführt. Wir engagieren uns als NachbarInnen, Eltern, Vereinsmitglieder, auch wenn diese Tätigkeiten zwischen Arbeitsplatz und Wohnungstüre selbstverständlich selbst Auswirkungen haben auf Strukturen und Gesellschaft.

Ob der Vielzahl an Begriffen zum Engagement, die sich inhaltlich und bedeutungsmäßig überschneidend und eine Diskussion darüber erschweren, biete ich hier dennoch eine neue Begrifflichkeit an, welche beim Lesen der Arbeit mitgedacht und mitbedacht werden

kann. Das **gemeinwesenorientierte Engagement (gwoE)**. In Hinblick auf das Thema dieser Arbeit und die Gruppe der sozial Arbeitenden, die angesprochen werden soll, kann man das Engagement auch unter den von Maria Lüttringhaus formulierten Prinzipien der Gemeinwesenarbeit betrachten (vgl. Lüttringhaus 2011:277–282) (ausführlicher dazu Kapitel 2.3.3):

Das gesetzte Engagement soll alle Menschen in einem definierten Raum ansprechen, es orientiert sich an den Bedürfnissen der Bevölkerung, es ist selbstorganisiert, nutzt vorhandene eigene Ressourcen, es bezieht sich auf die Förderung materieller aber auch immaterieller Faktoren, es ist Lebensbereich übergreifend, es vernetzt die BewohnerInnen.

2.4.2 Engagement – Motive

Werte, allgemein betrachtet, haben sich von eher pflichtbezogenen Werten hin zu eher selbstbezogenen Werten gewandelt. Grundsätzlich vermutet die Forschung dies auch für das Engagement, jedoch konnte das noch nicht eindeutig bestätigt werden (Olk 2011:707). Aus bestehenden Forschungen konnten jedoch „**Motivbündel**“ ausdifferenziert werden, welche auch neben- und miteinander wirksam werden können: (vgl. Böhle in Olk 2011:707)

- altruistische Gründe (Pflichterfüllung und Gemeinwohlorientierung)
- gemeinschaftsbezogene Gründe (Kommunikation und soziale Integration)
- gestaltungsorientierte Gründe (aktive Partizipation und Mitbestimmung)
- problemorientierte Gründe (Bewältigung eigener Probleme und Veränderung gesellschaftlicher Missstände)
- entwicklungsbezogene Gründe (persönliches Wachstum und Selbstverwirklichung)

Olk identifiziert aus biographisch angelegten Studien zum Engagement drei unterschiedliche **Engagementpersönlichkeiten**: (vgl. ebd.:709) :

- Engagement als Ausdruck einer religiösen oder weltanschaulichen Überzeugung. Es ist Ausdruck einer Pflichterfüllung, die sich meist durch das ganze Leben zieht und vor allem von Menschen aus eher traditionellen Milieus gelebt wird.
- Engagement als Ausdruck biographischer Anliegen. Hier gibt es einen engen Zusammenhang zur Erfüllung von eigenen Interessen, Bedürfnissen und

biographischen Themen. Dieser Typus entwickelt oft eigeninitiales Engagement, in dem er sich ausleben kann. Oft sind es nach dem Krieg Geborene, die wirtschaftlich bessere Bedingungen vorfinden.

- Engagement als Bewältigung von Lebenskrisen oder aber auch bedeutsamen Lebenszielen

2.4.3 Engagement – aktuelle Diskussion

Der Wohlfahrtsstaat ist im Wandel begriffen. Das Solidaritätsprinzip, das ihm zugrunde liegt, gerät bei BürgerInnen immer mehr in Vergessenheit. Staatliche Leistungen werden mehr und mehr als individuelles Tauschgeschäft von Ein- und Auszahlung gesehen. Ein Handel, bei dem der Bürger durch Leistung von Steuern und Abgaben das Recht habe, seinen Teil auch wieder ausbezahlt zu bekommen. In diesem Sinne wird oft ein „aktivierender Staat“ gefordert, der BürgerInnen wieder mehr in die Pflicht nimmt, freiwilliges Engagement fördern will und fordert (vgl. Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag 2002:32).

Andere wiederum warnen davor, dass die Forderung nach mehr zivilgesellschaftlichem Engagement und einem aktivierenden Staat als „unakzeptable Rechtfertigungsideologie für die Demontage des Sozialstaats und die neue Individualisierung auf dem Altar der neoliberalen Marktgesellschaft in den Dienst genommen“ wird (vgl. Melinz 2000:25).

Es „spielt sich vor unseren Augen ein Ringen um eine Neubestimmung von ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen ab“ (ebd.:11).

Ich will diese Diskussion hier nur aufzeigen, nicht aber Stellung dazu beziehen. Sie soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, wenn es um das Thema Engagement geht, denn dieser Begriff ist ein zentraler in der Diskussion. Und SozialpädagogInnen sollten sich bewusst sein, in welchem Feld sie sich bewegen und arbeiten.

2.4.4 Selbsthilfe im Dorf und in der GWA

Professionelle HelferInnen bewegen sich immer in diesem Spannungsfeld zwischen Staat und Gesellschaft. Auch beim Engagement wird dies deutlich. In Einzelfall-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit soll die Klientel aktiviert, von der sozialen Hilfe emanzipiert und ermächtigt werden, ihre sozialen Lebensumstände selbst zu verbessern und zu gestalten. Aktivierung und eine in Folge engagierte, selbsttätige Klientel sind zentrale Grundgedanken in der GWA. Aber auch von politischer Seite wird in den letzten Jahren „synchron zur nicht enden wollenden Debatte um die Grenzen des Sozialstaates“

(ebd.) immer öfter der Selbsthilfegedanke formuliert, welcher wie oben erwähnt kritisch zu hinterfragen ist.

Ohne weiter in diese Diskussion abgleiten zu wollen, konstatiere ich dennoch für Dörfer im Waldviertel die reale Notwendigkeit von aktivem Engagement, wenn sie eine Chance auf Überleben und auch Weiterentwicklung haben wollen. Auch die von Thomas Olk gesammelten Dorfstudien aus Ostdeutschland kommen zu diesem Ergebnis:

„[...] dass durch das freiwillige Engagement bestimmte Bereiche der Grundversorgung aufrecht erhalten werden, was insbesondere zur Attraktivität dieser Orte beiträgt. [...] es [...] kann sich ein vielfältiges Gemeinschaftswesen entfalten, mit der Folge einer hohen Identifikation mit dem Wohnort und einer Attraktivität [...] auch für Neubürger.“
(Olk 2011: 713)

Andreas Greiwe schreibt in Bezug auf „Selbsthilfe“, dass diese ein unverzichtbares Element in einer Zeit wachsender sozialer Probleme und Unsicherheiten geworden ist (vgl. Greiwe 2012:290). Und auch Hinte und Karas positionieren den Begriff der „Gruppenselbsthilfe“ im Zentrum ihrer „stadteilbezogenen sozialen Arbeit“ um das Ziel, der „Verbesserung der Lebensqualität im Gemeinwesen“ zu erreichen (Spitzzy 2000:33).

GWA, RE und gwoE brauchen einander also: professionelle Strukturen und Hilfestellungen, die auf bereits vorhandenes Engagement treffen. Es kann nicht eines das Andere ersetzen, sie gehen Hand in Hand und ergänzen einander mit dem Ziel, ein langanhaltendes Engagement für die eigene Lebenswelt zu schaffen.

3 Gemeinwesenarbeit in der Regionalentwicklung

Doris Maurer, MA

3.1 Die Regionalentwicklung

3.1.1 Gesetzliche Grundlagen der Regionalentwicklung

Die Regionalentwicklung ist in Österreich im Raumordnungsgesetz geregelt und hat die Entwicklung und Förderung regionaler Potenziale zum Ziel. Weiters sollen regionale Disparitäten ausgeglichen und eine nachhaltige Raumentwicklung sichergestellt werden. Durch die Regionalentwicklung soll ein Ausgleich der „... Summe der Vor- und Nachteile der regionalen Lebensbedingungen ...“ geschaffen werden (vgl. Bauer 2009: 97).

Regionalentwicklung umfasst die inhaltliche Schwerpunktsetzung in den Regionen, welche auf unterschiedlichen, aufeinander aufbauenden Ebenen umgesetzt werden. In Österreich wird die Raumordnung, Raumplanung und Regionalentwicklung von Bund, Ländern, Städten und Gemeinden wahrgenommen. Landesgesetze bilden die Grundlage für überörtliche und örtliche Raumordnung, der Vollzug der örtlichen Raumplanung fällt aber nach dem Bundesverfassungsgesetz in den Wirkungsbereich der Gemeinden. Aus diesem Grund ist eine gute Abstimmung zwischen Bund, Ländern und Gemeinden in der Regionalentwicklung von zentraler Bedeutung und erfolgt seit 1971 durch die Österreichische Raumordnungskonferenz (vgl. ÖROK 2017).

Als eine Region wird ein Gebiet bezeichnet, welches sich durch räumliche Merkmale oder durch historische oder politische Abgrenzung definiert (vgl. Sinz 2005: 919). In dieser Arbeit wird der Begriff Region für ein Gebiet verwendet, zu dem sich Gemeinden freiwillig zusammengeschlossen haben. Diese Gebiete sind meist kleiner als politische Bezirke und nur durch ihr gemeinsames, vernetztes Auftreten von anderen Regionen abgegrenzt.

3.1.2 Theoretische Grundlagen der Regionalentwicklung

Bei der Regionalentwicklung unterscheidet man im Wesentlichen zwischen den exogenen und den endogenen Strategien. Beide Ansätze finden in der

Regionalentwicklung ihre Anwendungsbereiche und vermischen sich in unterschiedlichen Programmen. Um eine bessere Übersicht über die den Programmen zugrundeliegenden Theorien zu bekommen, werden diese nachstehend umrissen.

Der exogene Ansatz

Bei dieser Theorie wird die Regionalentwicklung durch den Staat gelenkt. Dieser entscheidet, welche Maßnahmen in welcher Region umgesetzt werden, um Differenzen auszugleichen. Dieser Ansatz war vor allem in den 70er Jahren großer Kritik ausgesetzt, da einerseits die Interessen der ansässigen Bevölkerung nicht berücksichtigt wurden, und andererseits nicht auf die sich rasch verändernden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen eingegangen werden konnte (vgl. Dujmovits 1995: 57). In diesem Ansatz gibt es zwei maßgebliche Strömungen: die neoklassische und die kenyesianische Wachstumstheorie.

Bei der neoklassischen Theorie versucht der Staat durch „... die Mobilität der Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital ... dafür zu sorgen, dass der marktwirtschaftliche Wettbewerb funktioniert ...“ (Leibenath 2001: 44). Dies erfolgt zum Beispiel durch gezielte Firmenansiedlungspolitik oder durch den Bau von Schulen und Forschungseinrichtungen in strukturschwachen Regionen.

Bei der kenyesianischen Theorie sollen durch die Setzung von finanziellen Anreizen oder durch Investitionen in die Infrastruktur regionale Ungleichheiten ausgeglichen werden. Die Vergabe von Landesausstellungen oder der Ausbau von Straßen sind Beispiele für diese Wirtschaftstheorie.

In beiden Theorien werden die natürlichen Ressourcen der Region allerdings nicht berücksichtigt, und es findet keine Einbeziehung der regionalen Bevölkerung statt. Um diese Schwächen auszugleichen, bildete sich ein weiterer Strang in der Regionalentwicklung.

Der endogene Ansatz

Beim endogenen Ansatz werden die Potenziale der Region genützt und eine Entwicklung durch Impulse aus der Region forciert. Im Vordergrund steht dabei die Nutzung von regionsspezifischen Ressourcen wie der Natur, aber auch von sozialen und wirtschaftlichen Besonderheiten. (vgl. Schätzl 1996: 148). Die Einbeziehung der Bevölkerung in die Entwicklung der Region soll einerseits das

Verantwortungsbewusstsein stärken und andererseits die regionale Identität fördern (vgl. Leibenath 2001: 44). Die eigenständige Regionalentwicklung ist ein typisches Beispiel für diesen Ansatz.

Die nachhaltige Regionalentwicklung entwickelte sich aus einer Verschmelzung des endogenen Ansatzes der Regionalentwicklung mit dem Prinzip der Nachhaltigkeit. Böcher (2008) beschreibt nachhaltige Regionalentwicklung als das In-Einklang-Bringen von sozialen und wirtschaftlichen Ansprüchen an einen Raum mit seinen ökologischen Funktionen (vgl. Böcher 2008: 127).

Bei der nachhaltigen Regionalentwicklung gilt es, eine Verbesserung der Lebenssituation zu bewirken und gleichzeitig die natürlichen und ökologischen sowie sozialen Grundlagen der Gesellschaft zu erhalten.

Theoretischer Hintergrund der Regionalentwicklungsprogramme

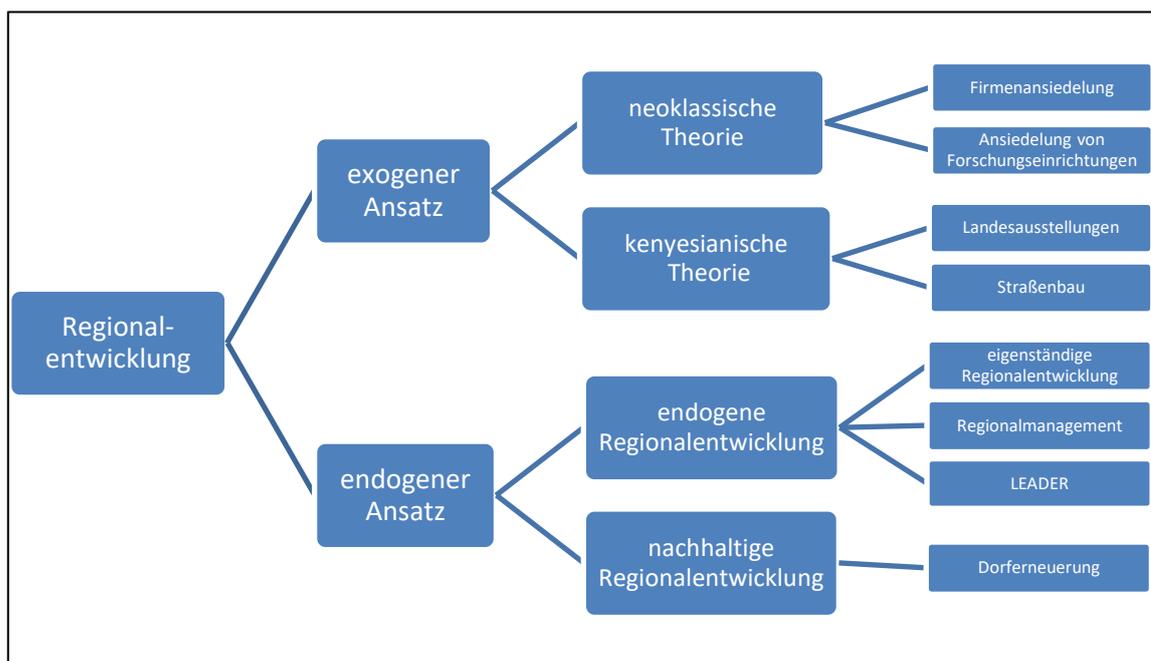


Abbildung 3: Theoretischer Hintergrund der Regionalentwicklungsprogramme (eigene Darstellung)

3.1.3 Entwicklung der Regionalentwicklung in Niederösterreich

In dieser Arbeit wird der Fokus auf folgende Regionalentwicklungsprogramme Niederösterreichs gelegt:

- Eigenständige Regionalentwicklung
- Dorf- und Stadterneuerung

- Regionalmanagement
- LEADER

Zum einen würde eine detaillierte Betrachtung aller Regionalentwicklungstätigkeit in Niederösterreich den Rahmen dieser Arbeit sprengen, zum anderen stellen diese Programme die zentralen Initiativen der Regionalentwicklung seit den 70er Jahren dar. Dies bildet auch den Rahmen für die Regionalentwicklung im Waldviertel.

Nach Betrachtung der Arbeitsprinzipien der GWA und der dargestellten Theorie der Regionalentwicklung kann davon ausgegangen werden, dass in diesen Programmen Arbeitsprinzipien der GWA gefunden werden. Obwohl es zu keiner expliziten Darstellung von GWA in diesen Regionalentwicklungsinitiativen kommt, bedeutet dies „... jedoch nicht, dass zentrale Begriffe aus der GWA ohne Bedeutung für ländliche Entwicklungsprozesse waren bzw. sind.“ (Geser 2013: 286). Daher bezieht sich auch die weitere Forschung auf diese Initiativen der Regionalentwicklung, welche nachstehend genauer beleuchtet werden.

3.1.3.1 Eigenständige Regionalentwicklung

Anton Rohrmoser gilt als Architekt der Gemeinwesenarbeit in Österreich und prägte die Regionalentwicklung maßgeblich (vgl. Wagner 2013). Nach seiner Rückkehr von Brasilien, wo er als Entwicklungshelfer tätig war, adaptierte Anton Rohrmoser die Methode der Bewusstseinsbildung von Paulo Freires (vgl. Freires 1984) und entwickelte daraus das Konzept der aktivierenden Befragung. In Verbindung mit seinen Studien entwickelte er ein Modell der GWA für die aktivierende Regionalarbeit und setzte dieses sehr erfolgreich ab 1978 im Waldviertel um (vgl. Rohrmoser 2014: 35-68).

Parallel dazu erstellten Günter Scheer und Josef Krammer 1978 eine Studie zur Situation und Verbesserung der Agrarsysteme in Österreich. Diese wurde gemeinsam mit Praktikern, unter denen auch Anton Rohrmoser war, erstellt. Daraus entstand „...die Studie zum Konzept der Eigenständigen Regionalentwicklung (ERE) als neuer Ansatz für Berggebiete.“ (ÖAR-Regionalberatung 2009: 3). Dieses Konzept wurde ab 1983 von der neu gegründeten „Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Eigenständige Regionalentwicklung (ÖAR)“ österreichweit umgesetzt.

„Das Neue an diesem Konzept der ERE war die Verbindung von Gemeinwesenarbeit mit Wirtschaftsentwicklung. Die Theorie und Praxiserfahrungen der Gemeinwesenarbeit und die Instrumentarien der Wirtschaftsberatung und Raumplanung bildeten die Grundlage des Konzeptes der ERE.“ (Rohrmoser 2013: 56)

Im Zentrum der ERE stand die verstärkte Mitarbeit der Bevölkerung bei der Lösung der regionalen Problemstellungen. Bei Informationsveranstaltungen, Seminaren oder Exkursionen wurden gemeinsam mit der Bevölkerung Ideen für neue Projekte gesammelt und themenbezogene Arbeitskreise gebildet.

Im Fokus der Projekte stand dabei die Belebung der Wirtschaft und die damit verbundene Sicherung der Arbeitsplätze. Dies konnte einerseits durch die Nutzung oder Veredelung und Vermarktung regionaler Produkte erfolgen, durch Kooperationen oder durch das Schließen von Versorgungslücken.

Ein weiterer Schwerpunkt in der ERE war die Vernetzung unterschiedlicher Partner: von Verbrauchern und Landwirten, von Kleinunternehmern oder auch die Vernetzung von Vereinen und Initiativen untereinander.

Bei der Umsetzung und Finanzierung wurde die Bevölkerung von Regionalbetreuern der ÖAR unterstützt und begleitet. In der Zeit von 1981 bis 1985, innerhalb von nur 6 Jahren, wurden mittels der ERE im Waldviertel 21 Projekte initiiert, wovon 90% hoch innovativ waren. Durch diese Projekte wurden 210 Arbeitsplätze geschaffen und darüber hinaus das Selbstvertrauen einer ganzen Region gestärkt (vgl. Rohrmoser 2013:59). Das Konzept der Eigenständigen Regionalentwicklung fand auch international große Beachtung und war beispielgebend für unterschiedliche Programme der ländlichen Entwicklung.

Durch Veränderungen in der politischen Landschaft auf Bundesebene, Widerstand von regionalen Repräsentanten (Angst vor Machtverlust) sowie Interessenskonflikten innerhalb der ÖAR wurde das Konzept der Eigenständigen Regionalentwicklung ab 1987 offiziell nicht mehr weitergeführt (vgl. ÖAR-Regionalberatung 2009: 9).

3.1.3.2 Dorf und Stadterneuerung

Die Dorf- und Stadterneuerung hat ihre Wurzeln in Bayern und kam von dort in den frühen 1980er Jahren nach Niederösterreich. Initiator und Schirmherr war der damalige Landeshauptmannstellvertreter Erwin Pröll, der dieses Modell den Gegebenheiten in Niederösterreich anpasste. Die bayerische Dorferneuerung konnte auf ein hochdotiertes Förderprogramm zugreifen, was in Niederösterreich nicht möglich war. Aus diesem

Grund wurde der Schwerpunkt in der niederösterreichischen Dorferneuerung auf „Hilfe zur Selbsthilfe“ mit einer breiten Bürgerbeteiligung gelegt (vgl. Schawerda 2007: 9).

Die Arbeitsweisen und Strukturen der Dorferneuerung bauten sich langsam auf und entwickelten sich laufend weiter. Die ersten Erfahrungen wurden in vier Pilotregionen noch vor der offiziellen Einführung 1995 gesammelt. Danach war ein Mitarbeiter für ganz Niederösterreich zuständig und ist

„...bei einigen Gemeinden ... eingeteilt worden, die wieder ein bisschen zu unterstützen, sozusagen. Zu überlegen, was können wir machen, was wollen wir machen, Stärken-Schwächen-Analyse und dann ein Leitbild ...“ (I4: 222-224).

Viele Erfahrungen und Erkenntnisse aus dieser Zeit flossen in das Programm der Dorferneuerung ein. Um 1991 wurden diese Erfahrungen zusammengefasst, und es gab einen großen Programmschnitt, bei dem die jetzige Ausrichtung fixiert wurde. Seit diesem Zeitpunkt wird die Dorf- und Stadterneuerung systematisch in ganz Niederösterreich durchgeführt.

„BürgerInnenbeteiligung ist unser wichtigstes Thema – wir motivieren die Bevölkerung zur aktiven Mitarbeit in Dorf, Gemeinde und Stadt.“ (NÖ Dorf & Stadterneuerung 2017). Die Bürgerbeteiligung wird durch die Etablierung und Unterstützung von Dorferneuerungsvereinen auf Gemeindeebene sichergestellt. Dazu schließen sich GemeindebürgerInnen zusammen, die gemeinsam in ihrer Gemeinde etwas bewegen bzw. diese gestalten und mitentwickeln möchten. Diese Gemeinde-Vereine werden vom Verein „NÖ Dorf- und Stadterneuerung – Gemeinschaft der Dörfer und Städte“ betreut und vertreten, wie auch im Ziel der Statuten dieses übergeordneten Vereins festgehalten wird:

„... die Anliegen der ehrenamtlich tätigen Mitglieder in den Dörfern und Städten Niederösterreichs, besonders in Bezug auf die Dorferneuerung, Gemeindeentwicklung und (Regionalentwicklung) ... zu unterstützen und weiterzuentwickeln. Dörfer, Städte und der ländliche Raum sollen in ihrer kulturellen Eigenart nachhaltig erhalten und gestaltet werden. Die Eigenständigkeit soll durch Förderung der Allgemeinheit bei Erneuerungs- und Entwicklungsprozessen sowie der Entwicklung der Eigenverantwortung der Bevölkerung gestärkt werden.“ (Dorferneuerung 2016: 1)

Eva Sing (2009) kategorisiert die niederösterreichische Dorf- und Stadterneuerung als Koordinierungsstelle für einzelne GWA-Projekte. „Diese Institutionen aktivieren, organisieren, koordinieren und unterstützen die Arbeit der in ihrem Zuständigkeitsbereich praktizierenden GWA-Einrichtungen...“ (Sing 2009:86). Diese Koordinierung und Abstimmung kann aber nur erfolgen, wenn GWA-Einrichtungen in der Region vorhanden sind, und diese auch den jeweiligen RegionsbetreuerInnen bekannt

sind. Hauptaufgabe der Dorferneuerungs-MitarbeiterInnen liegen in der methodischen Unterstützung der örtlichen Dorferneuerungsvereine bei der Erstellung eines Leitbildes, bei Sitzungen oder auch bei der Projektentwicklung und bei der Umsetzung. Darüber hinaus unterstützen sie die Gemeinde-Vereine durch Förderberatung und Fördereinreichung, Öffentlichkeitsarbeit sowie im Konfliktmanagement. Sie sind auch Vermittler zwischen den Abteilungen des Landes, den Gemeindemandataren und den Dorferneuerungsvereinen (vgl. Sing 2009: 142-141).

Die Dorferneuerung wurde über die Landesregierung nach Niederösterreich gebracht, implementiert und finanziert. Das Programm war damit auch politisch mit der Landesführung abgestimmt und akzeptiert. Als Erwin Pröll 1992 Landeshauptmann wurde, begann auch der Aufschwung der Dorferneuerung in Niederösterreich. Im Gegensatz zur Eigenständigen Regionalentwicklung, die vom Bundeskanzleramt dotiert wurde und immer wieder auf politisch motivierte Widerstände in den Gemeinden und Regionen stieß (vgl. Rohrmoser 2013: 61-68), hatte die Dorferneuerung von Beginn an eine breite lokale politische Unterstützung.

An dieser Stelle muss festgehalten werden, dass der Fokus auf Bürgerbeteiligung nicht aus Konzeptionsgründen oder ideologischen Gründen resultiert, sondern aus budgetären Gründen. Die MitarbeiterInnen der Dorferneuerung sind UnterstützerInnen, VernetzerInnen und BegleiterInnen der Gemeinde-Vereine. In dieser Funktion koordinieren und verknüpfen sie auch Projekte mit unterschiedlichen lokalen GWA-Einrichtungen. Ob Projekte im Bereich Gemeinwesen in den Dorferneuerungsvereinen umgesetzt werden bzw. wurden, hängt daher stark vom Vorhandensein und Vernetzen dieser Einrichtungen und von den Gemeinde-Vereinen ab. Die Dorferneuerung selbst wird aber nicht als GWA-Einrichtung im engeren Sinn tätig. Daher ist es nicht verwunderlich, dass bei den Dorferneuerungsprozessen kaum SozialarbeiterInnen als ProfessionistInnen (MitarbeiterInnen des Landesvereins) angestellt waren und sind (vgl. Geser 2013: 287).

3.1.3.3 Regionalmanagement

Der Beitritt Österreichs zur EU 1995 veränderte die Struktur der österreichischen Regionalentwicklung maßgeblich, „...das war eigentlich der Schlüssel für die Regionalentwicklung...“ (I6: 44-45). Der ERE sowie der Dorferneuerung standen nur eingeschränkte finanzielle Mittel zu Verfügung. Mit dem EU-Beitritt konnte Österreich

schließlich auf den EU-Strukturfonds zugreifen, welcher für den ländlichen Raum beträchtliche Mittel in Aussicht stellte.

Um diese Mittel den Regionen besser zugänglich zu machen, wurden in Niederösterreich die Regionalverbände Industrieviertel, Mostviertel, Waldviertel, Euroregion Weinviertel und 2001 NÖ-Mitte gegründet. In diesen Hauptregionsverbänden wurden die thematischen Schwerpunkte für die regionale Entwicklung gelegt. In den Gremien dieser Verbände sind alle Gemeinden, Gemeindeverbände, LEADER-Regionen und wichtige regionale Persönlichkeiten vertreten. Sie entwickeln gemeinsam die strategische Ausrichtung der jeweiligen Hauptregion in Abstimmung mit der Landesstrategie.

Durch eine Umstellung bei den Förderrichtlinien der EU mussten neben den Regionalverbänden 2000 eigene Vereine für die operative Umsetzung der strategischen Entscheidungen gegründet werden. In Niederösterreich wurde 2004 das Regionalmanagement Niederösterreich gegründet, ein landesweiter Verein des Landes NÖ und der NÖ Landesakademie. Das Regionalmanagement hatte analog zu den Regionalverbänden fünf Regional-Management-Büros. Die Hauptaufgabe dieses Regionalmanagements war einerseits die Region bei der Umsetzung der Strategie zu unterstützen und andererseits eine übergeordnete Vernetzung sicherzustellen (vgl. Regionalmanagement NÖ 2007).

Im Waldviertel, wie in ganz Niederösterreich, gingen 2015 die operativen Aufgaben des Regionalmanagements auf die neu geschaffene NÖ Regional GmbH über.

Ungeachtet dieser vielen strukturellen Änderungen blieben die handelnden Personen sowie die zentralen Aufgaben meist die gleichen.

„... im Regionalmanagement Niederösterreich hat sich die Arbeitsweise nicht irgendwie geändert. ..., man war eigentlich in der Region relativ selbständig, autark, man hat Synergien einer gemeinsamen, operativen Ebene genutzt.“ (I6: 280-282).

Das Regionalmanagement hatte unterschiedlichste Aufgabengebiete. Die zentralen Aufgabenbereiche des Regionalmanagements lagen in der:

- Unterstützung der regionalen Akteure bei der Erstellung und Umsetzung der Hauptregionsstrategie mittels Projektentwicklung (vgl. Fürst 2005: 255-256).
- intermediär und ebenenübergreifenden Vermittlung sowie der Funktion als Kommunikationsplattform den Austausch zwischen der Bevölkerung und übergeordneten Verwaltungseinrichtungen sicherzustellen (vgl. Heintel 2005:83).

- Informationsstelle für Projektträger beim Beantragen von Fördermitteln (vgl. Becker 2010).

Nachstehende Abbildung gibt einen guten Überblick über das Aufgabengebiet und das Umfeld, in dem Regionalentwicklung durch das Regionalmanagement stattfindet.

Kernleistungen des Regionalmanagements

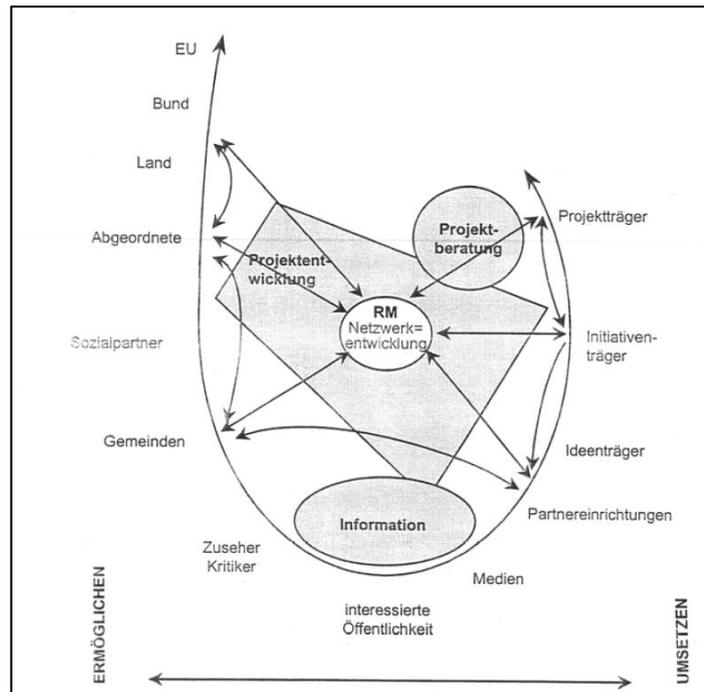


Abbildung 4: Kernleistungen des Regionalmanagements (Scheer et al 1998: 22)

Obwohl die Zielsetzung gerade im Regionalmanagement sehr klar war, gab es dennoch große Unterschiede bei der Umsetzung, da es keine definierten Prozesse gab und der Tätigkeitsbereich sehr groß gefasst war. Die Arbeitsschwerpunkte wurden durchaus in den regionalen Strategieplänen verankert, nicht aber die Arbeitsweise. Diese musste an die Region angepasst werden und war stark vom Regionalmanager abhängig. „...[da] der falsche Manager in der falschen Region schnell weg ist und der richtige Manager in der falschen Region auch nichts wäre. Also es muss passen.“ (I5: 453-454). Besonders in der Anfangsphase waren die Regionalmanager gefordert, auf ihre persönlichen Kenntnisse, Erfahrungen und Methoden zurückzugreifen.

3.1.3.4 LEADER

LEADER ist ein regionales Entwicklungs- und Förderprogramm der EU und soll auf europäischer Ebene mitwirken, einen Ausgleich für wirtschaftlich benachteiligte Regionen zu schaffen und diese bei ihrer Entwicklung zu unterstützen.

In der Programmperiode 2000-2006 wurde LEADER „erstmalig für die Entwicklung des ländlichen Raumes durch integrierte Entwicklungs- und Kooperationsprogramme lokaler Aktionsgruppen“ eingerichtet (ÖROK 2017). An diesem Programm nahmen im Waldviertel bereits fünf Regionen erfolgreich teil. Seitdem entwickelte sich das LEADER-Programm laufend weiter und ist inzwischen eine EU Mainstream-Förderung.

Zu einer Leader-Region schließen sich Gemeinden in ländlichen Gebieten zusammen, die gleiche oder ähnliche Herausforderungen haben. Das Programm zeichnet sich durch seinen hohen Grad an Bürgerbeteiligung und den speziellen Innovationsgrad der Projekte aus. Die wesentlichen Merkmale von LEADER sind (vgl. Netzwerk Zukunftsraum Land 2017):

- Bottom-up-Ausarbeitung und Umsetzung von Strategien

Die strategische Ausrichtung einer LEADER Region wird gemeinsam mit den EinwohnerInnen der jeweiligen Region erarbeitet. Auch die Entwicklung und Projektentscheidung liegt bei der Region. Die Entscheidungskriterien werden ebenfalls in der Strategie verankert.

- Lokale öffentlich-private Partnerschaften: die lokalen Aktionsgruppen (LAG)

Die LAG stellen eine ausgewogene und repräsentative Gruppierung aller PartnerInnen innerhalb der LEADER-Region dar. Sie unterstützen, steuern und kontrollieren die Umsetzung der Strategie.

- Integrierte und multisektorale Aktionen

Es werden besonders Projekte unterstützt, welche eine Kooperation verschiedener Wirtschafts- und Lebensbereiche beinhalten.

- Innovation

Über innovative Ideen und alternative Kooperationen sollen neue Arbeitsplätze geschaffen oder gesichert werden.

- Kooperation

Diese wird auch über Grenzen hinweg auf unterschiedlichen Ebenen angeregt und gefördert.

- Netzwerkbildung

Netzwerke werden nicht nur innerhalb der LEADER-Region aufgebaut und gefördert, sondern sollen auch mit anderen LEADER-Regionen, Organisationen und Institutionen gebildet werden.

- Territoriale lokale Entwicklungsstrategien

Die regionalen Besonderheiten bilden die Basis für die Entwicklungsarbeit in der Region. Der Erhalt der regionalen Besonderheiten, die Identifizierung damit und die Fokussierung darauf bilden ein Kernstück des LEADER-Ansatzes.

Bei der genaueren Analyse dieser Programmschwerpunkte wird der Einfluss der Eigenständigen Regionalentwicklung im Programm deutlich. Die intensive Einbindung der Bevölkerung, der starke Kooperationsansatz und der Schwerpunkt Innovation deuten darauf hin. Das LEADER-Programm, wie die ERE, ist der Theorie der endogenen Regionalentwicklung zuzuordnen (vgl. Dillinger 2014).

3.1.4 Zusammenfassung

In der Regionalentwicklung kommen unterschiedlichste Theorien und Ansätze zur Anwendung, auf denen die einzelnen Initiativen aufgebaut sind. Die dargestellten Programme sind einer laufenden Veränderung unterzogen. Einige Initiativen entwickeln sich laufend weiter (Dorferneuerung), andere sind bereits wieder verschwunden (ERE). Dies liegt weniger an ihrer inhaltlichen Konzeption (sofern es von Beginn an eine gab), sondern größtenteils an der Abhängigkeit von politischen Entscheidungen.

Regionalentwicklung ist gesetzlich nicht vorgeschrieben, sie stellt eher eine freiwillige Leistung der jeweiligen Entscheidungsträger dar. Sie wird somit stark von den jeweiligen politischen Strömungen beeinflusst. Die Rahmenbedingungen wie die finanzielle Ausstattung, Anbindung an Verwaltungsstrukturen sowie Vorgaben in der Schwerpunktsetzung und auch die Umsetzungsrichtlinien werden von der Politik vorgegeben und unterliegen einer laufenden Veränderung (vgl. Dujmovits 2013: 29-56).

Beim Vergleich der unterschiedlichen Programme wird deutlich, dass die Beteiligung der Bevölkerung im Regionalmanagement keine Priorisierung erfährt, wohingegen im Programm der Dorf- und Stadterneuerung und im LEADER-Programm diese im Konzept verankert ist.

Die nachstehende Grafik gibt einen Überblick, welche Initiativen und Programme sich in welchem politischen Gefüge entwickelten und etablierten. Ebenfalls zeigt sie den jeweiligen Einstieg der Interviewpartner in die Regionalentwicklung. Dadurch wird ersichtlich, auf welche Programme sich die Aussagen beziehen bzw. welche Rahmenbedingungen gegeben waren.

Durch die Grafik wird weiters deutlich, dass jeder Interviewpartner in einem anderen Programm begann. Alle nahmen ihre Tätigkeit zu Beginn des jeweiligen Programms auf und wechselten auch in kein anderes Regionalentwicklungsprogramm. Dadurch kann eine starke Prägung der Programme durch die handelnden Personen angenommen werden. Die Interviewpartner erlebten alle strukturellen Veränderungen der Programme und trugen diese mit. Alle Gesprächspartner waren oder sind seit über 15 Jahren in der Regionalentwicklung tätig.

Regionale Entwicklung im politischen Umfeld

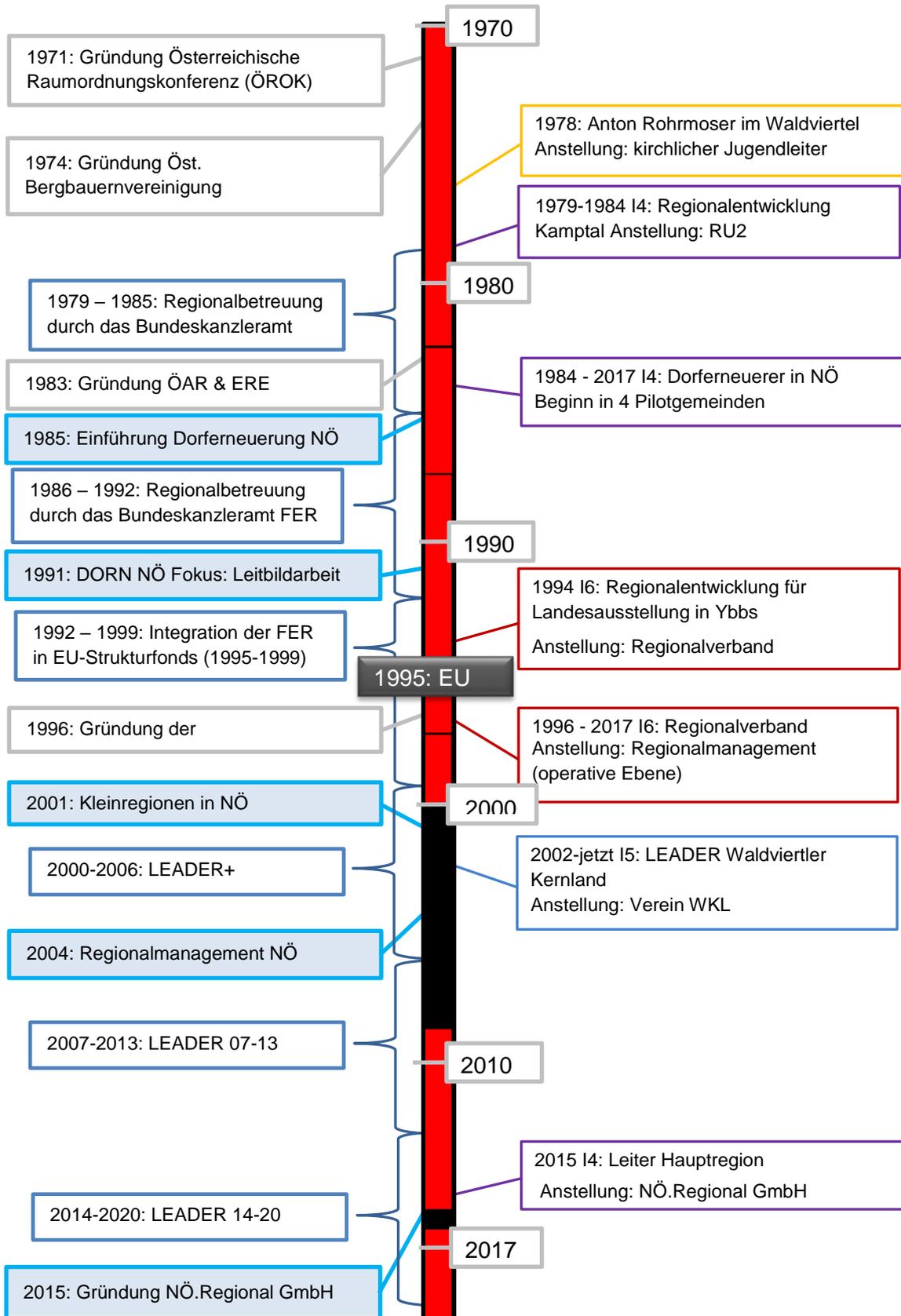


Abbildung 5: Regionale Entwicklung im politischen Umfeld (eigene Darstellung)

3.2 Erhebung Regionalmanager

In den vorangegangenen Kapiteln wurde anschaulich dargestellt, wie sich die Regionalentwicklungsprogramme in Niederösterreich entwickelten und welche Arbeitsprinzipien oder Leitstandards der GWA zu Grunde liegen.

Doch es sind die Menschen, die die Umsetzung der Programme wesentlich mitgestalten. Die je eigene Biographie beeinflusst die Sichtweise und die Herangehensweise jedes Menschen. Daher wird im empirischen Teil der Forschung die Biographie von drei Regionalentwicklern näher betrachtet, um daraus weitere Erkenntnisse zur Beantwortung der Forschungsfrage zu gewinnen.

3.2.1 Methodik

Als Erhebungsmethode wurden biographische, leitfadengestützte Interviews durchgeführt. Dabei wurden die Interviewpartner dazu angeregt, persönliche Erlebnisse und Erfahrungen aus ihrem beruflichen Kontext zu berichten, wodurch subjektive Bedeutungsstrukturen und Entwicklungen sichtbar wurden (vgl. Schütze 1983: 283-293). Im Rahmen der Interviews wurden offene Fragen zu drei Bereichen gestellt. Im ersten Teil wurden die Interviewpartner zu Erzählungen über ihre ersten persönlichen Erfahrungen und ihren Zugang zur Regionalentwicklung angeregt. Ein weiterer Themenbereich stellte die Arbeitsweise und die Veränderung der Arbeitsweise in den Mittelpunkt. Zum Schluss wurde noch der Begriff „Gemeinwesenarbeit“ eingebracht und ermittelt, welche Assoziationen die Interviewten zu diesem Begriff hatten.

3.2.2 Auswahl der Interviewpartner

Bei der Auswahl der Interviewpartner wurde bewusst darauf geachtet, dass diese bereits 15 bis 20 Jahre in der Regionalentwicklung in Niederösterreich tätig sind oder waren und unterschiedliche institutionelle Zugänge zur Regionalentwicklung aufwiesen. Durch zahlreiche persönliche Kontakte war der Zugang zu den definierten Interviewpartnern gegeben. Zum Interview eingeladen wurden:

- Ein LEADER-Manager aus dem Waldviertel
- Ein Regionalentwickler mit Wurzeln in der Dorferneuerung im Waldviertel
- Ein Regionalentwickler mit Wurzeln im Regionalmanagement

Alle drei Interviewpartner waren bereits vor bzw. gleich zu Beginn der Einführung des jeweiligen Programms als Regionalmanager in Niederösterreich bzw. im Waldviertel tätig. Da es zu Beginn dieser Programme keine Frauen in den entsprechenden Positionen gab, konnten nur männliche Regionalentwickler befragt werden.

Bei der Durchführung der Interviews wurde von Seiten der Interviewerin auf eine angenehme Gesprächsatmosphäre Wert gelegt. Nach einer kurzen Erläuterung des Forschungsprojektes wurde der Gesprächspartner mit einer an der Lebenswelt des Interviewten anknüpfenden Frage zum Erzählen angeregt. Während des Interviews galt es den Redefluss mithilfe von Signalen des Zuhörens aufrecht zu halten und gegebenenfalls mit offenen Fragen zu unterstützen. Die Interviews wurden alle in den Besprechungsräumen der jeweiligen Organisation durchgeführt. Alle Gesprächspartner waren mit der Aufzeichnung der Interviews einverstanden.

3.2.3 Auswertungsmethode

Die mittels Interview erhobenen und transkribierten Daten wurden mit der Systemanalyse nach Ulrike Froschauer und Manfred Lueger ausgewertet. Diese Auswertungsmethode wurde gewählt, da diese zur „Interpretation einzelner vollständiger Gespräche (z.B. Interviews) oder einzelner größerer Textausschnitte“ (Froschauer, Lueger 2003:142) besonders geeignet ist.

Durch diese Analyse soll ein „Verständnis über die im Feld vorfindlichen latenten Sinnstrukturen in Form von Sinnhorizonten, Systemlogiken und Kräftefeldern“ (Froschauer, Lueger 2003: 153) ermittelt werden. Dazu werden die Interviews in zusammengehörende thematische Einheiten aufgeteilt. Danach erfolgt die Auswertung auf unterschiedlichen Ebenen: Paraphrasierung, Textrahmen, lebensweltliche Einbettung, Interaktionseffekte und Systemeffekte. Auf der letzten Ebene wird der Bezug zwischen den einzelnen Personen und dem Gesamtsystem hergestellt. (vgl. Froschauer/Lueger 2008: 149-153). Durch dieses Vorgehen werden jene Aspekte ermittelt, welche sich auf die Umsetzung von Regionalentwicklungsmaßnahmen wesentlich auswirken.

3.3 Einfluss der Biographie auf die Regionalentwicklung

Das Arbeitsfeld der Regionalentwicklung war gerade in seinen Anfängen kaum definiert. Die grobe Zielausrichtung war durch Strategien oder durch Vorgaben der Politik bereits vorhanden, die Methodiken, Herangehensweise bzw. die Schwerpunktlegung, über welche Projektart die vorgegebenen Ziele erreicht werden sollten, dagegen sehr offen. In diesem Bereich war der Gestaltungsraum für die Regionalentwickler sehr hoch. Da es kaum Vergleichbares gab, mussten sich diese an ihren persönlichen Erfahrungen und Kenntnissen orientieren. Daher liegt die Annahme nahe, dass die Programme auch wesentlich von den handelnden Personen und deren Biographien beeinflusst und geprägt wurden. In den nächsten Kapiteln wird diese Annahme näher betrachtet.

3.3.1 Anforderungsprofil und Auswahl der Regionalentwickler

In der Entwicklung bzw. in der Entstehungsgeschichte der drei Regionalentwicklungsprogramme gibt es unterschiedliche Ausgangslagen bzw. Gründe für die Einführung der Programme. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Auswahl der Personen, die diese Programme umsetzen sollten.

Die Dorferneuerung entwickelte sich langsam, wurde zuerst in 4 Pilotgemeinden ausprobiert, angepasst und erst danach schrittweise in ganz Niederösterreich umgesetzt. Die beiden anderen Regionalentwicklungsprogramme wurden von der EU bzw. vom Land Niederösterreich initiiert und von Beginn an flächendeckend in ganz Niederösterreich eingeführt. Die Strukturen wurden von oben vorgegeben und den jeweiligen Förderprogrammen angepasst. Dadurch sollten die Möglichkeiten, die sich durch die neuen Förderprogramme ergaben, bestmöglich genutzt werden. Voraussetzung dafür war der Zusammenschluss von Gemeinden zu Regionen. Für diese Regionen wurden mittels Ausschreibung Personen gesucht, welche diese bei der Entwicklung unterstützen sollten.

Das Berufsfeld Regionalentwickler bzw. Dorferneuerungsberater stellte ein neues Berufsfeld dar. Weder die Regionen (Arbeitgeber) noch die Regionalentwickler hatten eine klare Vorstellung vom Umfang und Aufgabengebiet der neuen Arbeitsplätze. Die nachstehende Grafik gibt einen guten Überblick über die strukturellen Unterschiede der Entwicklungsprogramme:

Strukturelle Unterschiede der Regionalentwicklungsprogramme

	Dorferneuerung	Regionalentwicklung	LEADER
Initiator /Auslöser	Land Niederösterreich	EU - Förderprogramm	EU - Förderprogramm
Trägerorganisation	Land Niederösterreich	Regionaler Trägerverein	Trägerverein der Gemeinden
Einführung / Aufbau	schrittweise, langsam	flächendeckend	flächendeckend
Struktur	baute sich langsam auf	von Beginn an fixiert	von Beginn an fixiert
Handelnde Person	Erfahrungen in der Regionalentwicklung	keine Erfahrung in der Regionalentwicklung	keine Erfahrung in der Regionalentwicklung
Personenauswahl	Jobangebot durch Land NÖ	Ausschreibung - Bewerbung	Ausschreibung - Bewerbung

Abbildung 6: Strukturelle Unterschiede der Regionalentwicklungsprogramme (eigene Darstellung)

Die Bewerbung erfolgte bei allen drei Interviewpartnern aufgrund von Anregungen und Ermutigungen aus ihrem persönlichen Umfeld.

„...treffe ich den Bürgermeister ... den habe ich gekannt aus meiner früheren Tätigkeit im Tourismus ... der sagt, du, wir suchen eigentlich einen Regionalmanager bei uns, und alle reden von dir, hat dich schon wer angerufen?“ (I6: 23-28).

Zu Beginn der Tätigkeit hatte nur einer der drei Interviewpartner schon erste Erfahrungen in der Arbeit mit Gemeinden gesammelt. Der Dorferneuerungsberater war auch vorher schon in der Regionalentwicklung tätig, und auch seine Ausbildung, Raumplanung und Raumordnung, bezog sich auf die Gestaltung des ländlichen Raums.

Die beiden anderen Regionalentwickler (LEADER & Regionalmanagement) hatten davor keinen Bezug zur Regionalentwicklung. Diese hatten zuvor auch nicht in Erwägung gezogen, im Bereich der Regionalentwicklung tätig zu werden. „Wie bin ich dazu gekommen – na ja, wie die Jungfrau zum Kind...“ (I5: 7-8).

Es drängt sich natürlich die Annahme auf, dass für die Programme die Personen gesucht wurden, die von der Biographie her den Anforderungen des Programms entsprachen. Dies kann aber widerlegt werden. Denn zu Beginn waren weder die Prozesse noch die Arbeitsschwerpunkte in den Programmen definiert oder beschrieben. Auch waren die Ziele aller Regionalentwicklungsprogramme ähnlich bis gleich: Es soll ein Ausgleich für benachteiligte Räume geschaffen werden (siehe Kapitel „Regionalentwicklung“).

Darüber hinaus hatten zu Beginn der Regionalentwicklung auch die Arbeitgeber keine genaue Vorstellung, wie die gesetzten Ziele erreicht werden könnten.

3.3.2 Herkunft der Regionalentwickler

Bei der Analyse der Interviews wurde gleich zu Beginn deutlich, dass alle drei Interviewten in ihrer eigenen Heimatregion als Regionalentwickler tätig wurden. Der Bezug zur Heimat, die Möglichkeit, in der Heimat etwas bewegen zu können, war von zentraler Bedeutung für alle drei Regionalentwickler und wurde auch in den Interviews deutlich.

3.3.2.1 Motivation

In der eigenen Heimat zu arbeiten und diese mit zu gestalten, konnte als Hauptmotiv bei allen drei Interviewpartnern festgestellt werden. Heimatverbundenheit wurde in den Interviews als starke Quelle der intrinsischen Motivation deutlich. Diese wurde von allen Interviewpartnern angesprochen und besonders hervorgehoben. „Voll motiviert natürlich...“ (I4: 106), oder „...gestaltend für die Gegend tätig zu sein, aus der ich bin...“ (I6: 130), waren Aussagen, die dies belegten. Durch diese hohe Motivation wurden viele Herausforderungen von den Interviewten angenommen, nicht nur Herausforderungen bezüglich des Berufs, sondern auch Einbußen im finanziellen Bereich: „Und die finanzielle Einbuße war schon enorm, ...“ (I5: 79).

Diese hohe intrinsische Motivation ermöglichte es den Regionalentwicklern, die besonders intensive und herausfordernde Anfangszeit der Regionalentwicklungsprogramme zu bewältigen. Sie barg aber auch die Gefahr, dass die Anstrengungen nicht entsprechend den Erwartungen gewürdigt wurden. „...Aber das Dankeschön in der Arbeit [wörtlich: Hock'n] ist zwölfmal im Jahr der Gehaltszettel, und das war es.“ (I6: 167-168).

Dadurch, dass die interviewten Regionalentwickler in der Region, die sie begleiteten, beheimatet waren und sind, waren sie nicht nur Entwickler, sondern auch Betroffene. Sie bekamen die Chance, ihren eigenen Lebensraum mit all ihren Fähigkeiten zu gestalten und weiter zu entwickeln, wodurch sich eine starke intrinsische Motivation begründete.

3.3.2.2 Auswirkung auf das Netzwerk

Beim Aufbau von regionalen Netzwerken stellte sich die private Verbundenheit mit der Region als sehr positiv heraus. Die betroffenen Personen konnten dadurch auf bereits vorhandene, private Netzwerke die beruflichen Netzwerke aufbauen. Auch kannten die Regionalberater die Probleme und Potenziale der Region sehr gut und konnten sich dieses Wissen zu Nutzen machen.

„Der große Vorteil war, dass ich doch ständig präsent war ... [dadurch] hat man sehr vieles mitgekriegt, was man so nicht mitkriegt in der Region. Und hat dann auch entsprechend reagieren können ...“ (I4: 123-127).

Ein ausgeprägtes regionales Netzwerk sowie das frühe Erkennen auftretender Thematiken stellten für alle Interviewten eine Grundvoraussetzung für konstruktives Regionalmanagement dar.

Die Bedürfnisse und Probleme der Bevölkerung innerhalb einer Region zu erheben und diese zu bearbeiten, sind auch zentrale Aufgaben in der Gemeinwesenarbeit, ebenso wie der Aufbau von Netzwerken und Vertrauen innerhalb der Region.

3.3.3 Weggehen und Zurückkommen

Ein weiteres auffälliges Merkmal aller interviewten Regionalentwickler stellte ein mehrjähriger Aufenthalt in anderen, entfernten Regionen dar. Sie verließen ihre Heimatregion über einen längeren Zeitraum und gewannen dadurch einen anderen Blickwinkel, welchen sie in die Regionalentwicklung einbrachten und welcher diese auch beeinflusste.

Der Interviewpartner I4 verbrachte seine Jugend (von 7 bis 15 Jahren) in Australien, wo er auch die Schule besuchte. Danach kehrten seine Eltern wieder zurück ins Waldviertel.

„..., wir sind sozusagen zurück zu meinen Wurzeln Und ich bin aber in einer Millionenstadt sozialisiert worden und so, Großstadt, das hat mit Dorf in dem Sinn sehr wenig zu tun gehabt...“ (I4: 905-907).

Ein weiterer Interviewpartner war beruflich über einen längeren Zeitraum in Deutschland tätig. Als Qualitätsmanager eines großen, weltweit agierenden Konzerns machte er Erfahrungen mit unterschiedlichen Kulturen und Arbeitsweisen. Durch dieses Weggehen von der Heimat veränderte sich aber auch der Blickwinkel auf die Heimat,

„...je länger man im Ausland ist, desto patriotischer wird man. Oder desto mehr sieht man, wie schön es eigentlich zuhause ist.“ (I5: 22-23).

Es wurden Besonderheiten wahrgenommen, die Personen ohne längeren Auslandsaufenthalt oft nicht erkannten.

Der dritte Interviewpartner war in unterschiedlichen Unternehmen in Westösterreich (Vorarlberg) im Tourismus tätig. Durch den Kontakt mit vielen unterschiedlichen Kulturen entwickelte sich eine Offenheit anderen Ländern gegenüber und das Bewusstsein, über Grenzen hinaus Entwicklungen zu beobachten und zu adaptieren. Diese Haltung floss auch in seine Tätigkeit als Regionalentwickler ein „...du musst dir auch die ganze Inspiration von außen holen ... man muss auch mit offenen Augen durch die Welt gehen.“ (I6: 170-175).

Durch diese längeren Auslandsaufenthalte lernten alle Interviewten andere Kulturen, Arbeitsweisen und Strukturen kennen. Es veränderte sich der Blick auf die eigene Heimatregion. Diese Erfahrungen flossen in Form von Projekten in die Regionalentwicklungsprogramme ein. Es wurden Projekten angestoßen bzw. initiiert, deren Ursprung in der persönlichen Erfahrung der Regionalentwickler lag. Dies verdeutlichten folgende Aussagen:

„... Die Genussregionen zum Beispiel, die habe nicht ich erfunden, aber ich habe sie gesehen in Sardinien, habe das fotografiert ...“. (I6: 176-177), oder

„... ich hab das international gesehen ... die Straßenverbindung nach Linz auszubauen. ... wir bauen da die Straßen aus, weil da bist du schnell in Deutschland, schnell in Salzburg, überall...“ (I5: 90-95).

Diese Erfahrungen drückten sich nicht nur in Projekten aus, sondern manifestierten sich auch in der Persönlichkeit der Regionalentwickler. Fernab der Heimat zu arbeiten bedeutete auch viele neue Herausforderungen zu bewältigen, sich auf seine eigenen Fähigkeiten zu verlassen und neue berufliche und soziale Netzwerke sowie persönliche Strukturen aufzubauen.

Diese Fähigkeiten waren auch speziell in den Anfängen der Regionalentwicklung von Nutzen. Es waren weder Strukturen noch Netzwerke vorhanden. Weiters waren die Arbeitsweise und teilweise auch die Aufgaben noch nicht definiert. Dies erforderte von den Regionalentwicklern viel Improvisationstalent. Die neu aufgebauten Strukturen und Netzwerke wurden von den handelnden Personen errichtet und so auch maßgeblich von ihnen geprägt.

Auch in der GWA ist das Einbringen neuer Möglichkeiten und Ideen für Verbesserungen zentral. Obwohl die Bereiche für Verbesserungen von der Bevölkerung selbst kommen, ist es dennoch oft unumgänglich, sich Inspiration von außen zu holen. Diese Vermittlerfunktion ist Aufgabe der GWA. Auch bei der Betrachtung der Region / des Stadtteils aus unterschiedlichen Blickwinkeln ist der Blick von außen oft sehr hilfreich. Dadurch können Potenziale entdeckt werden, welche zuvor nicht bewusst wahrgenommen wurden. Die Orientierung an Potenzialen und Ressourcen einer Region ist ebenfalls zentrales Element der GWA.

3.3.4 Auswirkung des Ausbildungs- und Berufshintergrundes

Die Ausbildung der Regionalentwickler prägt ihre Arbeitsweise und die Projekte, die in einer Region umgesetzt werden. Worauf in einer Region der Fokus gelegt wird, wird sehr stark von der Biographie des Regionalentwicklers beeinflusst, wie nachstehend dargestellt wird.

3.3.4.1 Basis in der Wirtschaft

Ein Interviewpartner absolvierte ein Studium in der Forstwirtschaft und im Wirtschaftsingenieurwesen. Anschließend war er in einem internationalen Konzern als leitender Qualitätsmanager tätig. Die dortige Arbeitsstruktur war hierarchisch und projektbezogen und stark wirtschaftsorientiert. Das stark wirtschaftsorientierte Denken prägte auch die Werte und Einstellungen des Regionalentwicklers, wie in der nachstehenden Aussage deutlich wurde:

„... Also, wenn du etwas bringst für das Unternehmen, für den Konzern, ist das wunderbar, und solange du dich aufopferst, aber wenn du die Leistung nicht mehr bringst, bist du weg.“ (I5: 80-83).

Die Arbeitsweise dieses Regionalmanagers war zu Beginn stark wirtschaftlich-hierarchisch geprägt. Eine Arbeitsweise, die in der Regionalentwicklung nicht erfolgreich angewandt werden konnte, wie folgende Aussage deutlich machte:

„... und wenn du dort sagst, so machen wir das, dann passiert in Istanbul oder sonst irgendwo eine Entscheidung fünf Minuten später... Und da [in der Region] funktioniert das nicht, die verstehen gar nicht, worum es da geht.“ (I5: 54-56).

Die unmittelbaren Ansprechpersonen für den Regionalentwickler sind die Bürgermeister, Gemeindevertreter, Vereinsobleute bzw. Multiplikatoren der Region. Diese sind einerseits Arbeitgeber bzw. Auftraggeber (beschließen die erarbeitete Strategie, das Budget, usw.), andererseits bedarf es ihrer Mitarbeit bei der Umsetzung der gemeinsam

erarbeiteten Strategie. Durch diese „Doppelfunktion“ (Auftraggeber / Auftragnehmer) können allerdings keine „klassischen“ Arbeitsanweisungen gegeben werden, wodurch ein anderer „Führungsstil“ erforderlich ist.

Auch die Bewertung der eigenen Arbeitsleistung sowie der Entwicklung, die in der Region stattfand, beruht großteils auf wirtschaftlichen Messgrößen. Zum Beispiel, wieviel Geld (Budget) konnte durch die Arbeit des Regionalentwicklers in die Region gebracht werden, im Vergleich zu anderen Regionen.

„Weil du kannst sagen, okay, es sind drei Arbeitsplätze geschaffen worden, der Umsatz ist gestiegen um x Prozent. Es ist klar bewertbar...“ (I5: 178-179).

Auch bei den Projekten lag die Fokussierung bei den Anforderungen der Wirtschaft, da diese ein bekanntes Arbeitsfeld darstellte und auch die Zusammenhänge dem Regionalmanager bewusst waren. Dies beinhaltete den Ausbau der Straßenverbindungen, neue Konzepte für Betriebe, Steigerung der Arbeitsplätze usw. „...ich bin ja relativ naiv und unverblümt an die Sache gegangen. ...für mich war der Kernpunkt, die Straßenverbindung nach Linz auszubauen.“ (I5: 89-90). Die Region wurde als Wirtschaftsraum gesehen und sollte über die Wirtschaft entwickelt werden (Infrastrukturschaffung, Schaffung von Arbeitsplätzen, usw. ...)

Die Problematik des „Doppelten Mandates“ ist in der Regionalentwicklung wie in der Gemeinwesenarbeit verankert. Die Verbindung von wirtschaftlichen Aspekten mit der Gemeinwesenarbeit ist ein neuerer Aspekt der Gemeinwesenarbeit. Die Gemeinwesenökonomie bietet in diesem Bereich neue Ansätze (vgl. Schwarz/Voß 2001). Auch die eigenständige Regionalentwicklung versuchte bereits eine Verbindung zwischen der GWA und wirtschaftlichen Aspekten zu schaffen.

3.3.4.2 Basis im Tourismus

Ein weiterer Interviewpartner hatte eine Ausbildung im Tourismus und sammelte in diesem Bereich auch zahlreiche Erfahrungen in Vorarlberg. Danach verlagerten sich seine beruflichen Aktivitäten in den Marketingbereich einer produzierenden Firma. Dabei stellte er die Entwicklung eines Alleinstellungsmerkmals über die Rohstoffe des Produkts ins Zentrum seiner Marketingstrategie.

Auf diese Erfahrungen griff er auch zu Beginn seiner Tätigkeit als Regionalmanager zurück und begann, die Region über ihre Ressourcen zu definieren und ein Alleinstellungsmerkmal auszubauen. „Eigentlich habe ich das immer schon so gehabt, die Frage, wo kommt es denn wirklich her. Das war so mein Zugang zur Regionalentwicklung.“ (I6: 32-33)

Auch in der Arbeitsweise, bzw. wie die Person selbst ihr Aufgabengebiet beschrieb: „... einerseits dadurch, dass man Projektmarketing oder Marketing ..., auf Förderprogramme gemacht hat.“ (I6:92-93) spiegelten sich die persönlichen Kenntnisse wieder. Die Region bzw. die Förderprogramme wurden als Produkt gesehen, welches vermarktet wurde. Damit dies besser gelang, wurde das Produkt „Region“ weiterentwickelt und verbessert. „... es würde diese ganze Mostkultur, was alles so rundherum ist, nicht so geben, wenn wir uns nicht so angestrengt [wörtl: einig'haut] hätten.“ (I6: 148-149). Die Nutzung der Ressourcen zur Schaffung eines Alleinstellungsmerkmals dominierte den Zugang zur Regionalentwicklung.

Die Orientierung an den vorhandenen Ressourcen stellt auch einen Leistungsstandard in der GWA dar. Es können aber Unterschiede in der Motivation für dieses Vorgehen gefunden werden. Die Ressourcen werden in der GWA nicht mit dem Ziel der USP(Alleinstellungsmerkmal)-Schaffung betrachtet, sondern vor dem Hintergrund, dass diese eine Basis zur Entwicklung für die Bevölkerung darstellen.

3.3.4.3 Basis in der Raumplanung

Durch den Ausbildungshintergrund der Raumplanung war der Zugang der dritten interviewten Person zur Regionalentwicklung „raumplanerisch“. Einen wesentlichen Unterschied zu den anderen Interviewpartnern stellte aber die Tatsache dar, dass er schon vor Einführung des eigentlichen Regionalentwicklungsprogramms „Dorferneuerung“ in der Regionalentwicklung tätig war. Während seiner Ausbildung begleitete er einen Regionalentwicklungsprozess, bei dem sich mehrere Gemeinden zusammenschlossen.

Im Kontext mit der Entwicklung der Dorferneuerung in Niederösterreich war er für die Umsetzung des Programms in vier Pilotregionen verantwortlich. „...in jedem Viertel hat es so eine Pilotgemeinde gegeben. Und aus dem heraus ist diese Aktion dann entstanden“ (I4: 237-238). Dadurch flossen die bereits gesammelten Erfahrungen sowie

das erlangte Wissen aus dem Studium der Raumplanung in das Programm Dorferneuerung ein und prägte dieses dadurch auch.

Nach der Pilotphase wurde das Programm offiziell in ganz Niederösterreich eingeführt. „...ich war ein, zwei Jahre ganz allein unterwegs, gemeinsam mit der Agrarbezirksbehörde, und dann ... ist es halt gewachsen.“ (I4: 239-243).

In Bezug auf die Entwicklung der Arbeitsweise wich das Programm von den vorangegangenen leicht ab. Auf Basis von sehr beschränkten budgetären Mitteln musste ein Weg gefunden werden, wie doch etwas bewegt werden konnte. Da die handelnde Person bereits positive Erfahrungen in der Betreuung von regionalen Entwicklungsprozessen hatte, wurde diese Arbeitsweise auch in diesem Programm angewandt. Es wurden partizipative Prozesse eingeführt:

„...ist es eher so gegangen, in Richtung die Leute ... zu überzeugen, oder zu motivieren, was kann ich selber machen, was würde ich gerne machen, was brauche ich, um da gut leben zu können?“ (I4: 253-254).

Aus diesen Prozessen entstanden dennoch zum überwiegenden Teil Projekte, die die Gestaltung von Räumen (Spielplätze), Plätzen und Gemeinschaftshäusern betrafen. „Da sind dann eher so Gemeinschaftseinrichtungen..., Dorfgemeinschaftshaus oder gemeinsamer Kinderspielplatz.“ (I4: 260-261) entstanden. Die Gestaltung des Lebensraums war und ist in diesem Programm von zentraler Bedeutung.

Im Fokus der Betrachtung stand die Gestaltung des haptischen Raumes, nicht das soziale Zusammenleben. Es wurde der Raum betrachtet, der gemeinsam gestaltet werden sollte. Es wurde betrachtet, wie sich das Aussehen eines Dorfes veränderte, nicht wie sich das soziale Leben dadurch entwickelt sollte.

„Da hat es so kleine Häuschen gegeben, ... und man hat gesagt, da soll eine Siedlung hinkommen, wie sollen jetzt die Häuser da hingestellt werden ..., wie kann das ausschauen.“ (I4: 361-364).

Durch das Arbeiten mit Modellen konnte der Bevölkerung vermittelt werden, wie sich die geplanten Maßnahmen optisch auswirken würden. Dadurch wurde Partizipation niederschwellig ermöglicht. Dieses Vorgehen wird auch in der Raumplanung angewandt, mit dem Ziel mögliche Widerstände von Beginn an zu reduzieren.

Die Region bzw. die Gemeinden werden als gestaltbarer Lebensraum gesehen. Wie bei der GWA wird die Bevölkerung bei der Entwicklung und bei der Gestaltung ihres Lebensraumes aktiv unterstützt.

3.4 Evolution der Regionalentwicklung

Wie im vorangegangenen Kapitel deutlich dargestellt wurde, hat die Biographie der Regionalentwickler großen Einfluss auf die Ausgestaltung der Programme, nicht nur in der Entstehungsphase der Programme, sondern auch in der Umsetzung und Weiterführung. In diesem Kapitel werden die Einflüsse und Zusammenhänge der Biografie der handelnden Personen auf die Struktur, die Arbeitsweise und die Handlungsfelder der Regionalentwicklungsprogramme dargestellt.

3.4.1 Gestaltung der Arbeitsinfrastruktur

Um überhaupt tätig werden zu können, musste von allen drei Regionalentwicklern erst eine entsprechende Infrastruktur aufgebaut werden. Dies umfasste nicht nur den Aufbau von Datensätzen und Informationen über die Region, sondern mitunter auch die Büroinfrastruktur.

„Ja, ich weiß noch am ersten Tag, ..., das war ein leerer Raum, da war nichts drinnen. Ich habe mit meinem deutschen Notebook und meinem deutschen Handy telefoniert, weil ich ja nichts anderes gehabt habe, und habe mir selber von zuhause meine Blocks mitgenommen und mein ganzes Utensil, weil es hat nichts existiert.“ (I5: 26-29).

3.4.1.1 Aufbau der Grundlagen

Diese Aussage zeigt anschaulich, vor welchen Aufgaben die Regionalentwickler zu Beginn ihrer Aufgabe standen. Denn neben einer funktionierenden Büroinfrastruktur mussten auch alle Beziehungen, Netzwerke und Kontakte innerhalb und außerhalb der Region aufgebaut werden. Auch die gesamten Daten über die Region sowie wichtige Kontaktdaten und Aufzeichnungsstrukturen mussten erstellt werden.

Dabei bestimmten die Regionalentwickler bewusst und auch unbewusst, welche Daten erhoben, welche Bereiche betrachtet, zu welchen Personen, Organisationen und Institutionen Kontakte aufgebaut wurden. Dadurch wurden die Grundlagen für die Regionalentwicklung von den handelnden Personen maßgeblich geprägt. Diese dienen bis heute als Basis für die Umsetzung der Regionalentwicklungsprogramme. Da die interviewten Regionalentwickler keinen biographischen Bezug zum Sozialbereich hatten, wurde dieser von ihnen auch kaum beachtet.

3.4.1.2 Kooperation mit unterschiedlichen Ebenen

Die Kooperation mit unterschiedlichen Ebenen stellte ebenfalls eine neue Herausforderung dar. In den übergeordneten Ebenen, der Landes- und Bundesverwaltung, gab es keine Erfahrungen mit der Abwicklung und Umsetzung dieser neuen Initiativen.

„Und auch die Bürostruktur mit der Förderung, das ist irgendwie am Büro vom Landeshauptmann drangehangen, ... Keiner hat sich ausgekannt, keiner hat was gewusst, ...“ (16: 43-62)

Diese neuen regionalen Strukturen stellten auch für die Verwaltung eine neue Situation dar. Der Aufbau einer kooperativen Zusammenarbeit mit den unterschiedlichen Verwaltungsebenen und Abteilungen (Raumordnung, Arbeitsmarkt, Landwirtschaft, ...) war ein wichtiges Aufgabenfeld der Regionalentwickler. Die Regionalentwicklung war und ist besonders bei der Abwicklung von Förderungen das Bindeglied zwischen Verwaltung, Gemeinden und Bürgern.

In diesem Bereich ist eine deutliche Parallelität zum Aufgabenfeld der Gemeinwesenarbeit zu erkennen. Auch dort ist „Vernetzung und Kooperation“ der unterschiedlichen Ebenen ein zentrales Aufgabenfeld. Darüber hinaus stellt auch das Schaffen von Zugängen zu finanziellen Unterstützungen (Förderungen, ...) ein Aufgabengebiet der GWA dar.

Allerdings ist auch in diesem Bereich der Aufbau von Kontakten zum Sozialbereich in den unterschiedlichen Ebenen (Land, Bund, Gemeinden) kaum gegeben. Zurückzuführen ist dies auf die mangelnden biographischen Erfahrungen der handelnden Personen. Der soziale Bereich stand dadurch von Beginn an nicht im Fokus der Regionalentwickler.

3.4.1.3 Strukturen innerhalb der Region

Es mussten erst Strukturen in den Regionen geschaffen werden, in denen Austausch und Partizipation möglich waren. Die Entscheidungsträger einer Region, welche sich aus verschiedenen Gemeinden zusammensetzte, hatten vorher kaum Austauschplattformen bzw. Beziehung zueinander. „Ja, es war damals für alle neu, weil, dass sich Bürgermeister von zwei Gemeinden zusammensetzen, das war nicht Usus.“ (14: 130-131).

Durch die Schaffung von Strukturen wie Bürgermeisterstammtische, Netzwerktreffen usw. konnten ein Kennenlernen und ein regelmäßiger Austausch unter den Bürgermeistern bewirkt werden. Diese Erneuerungen waren aber auch mit Ängsten verbunden, wodurch sich einige Bürgermeister zurückzogen und zu Beginn die Entwicklung skeptisch betrachteten.

Es wurden in diesen Strukturen nicht nur die Gemeinden untereinander vernetzt, sondern es kam auch zu einer Vernetzung von Vereinen, Unternehmen und Organisationen miteinander und untereinander. „Da hat man dann immer geschaut, dass man eine Vernetzung aufbaut, ...“ (I6: 236)

Der Aufbau von regionalen Netzwerken, die interdisziplinär zusammenarbeiten, ist auch in der GWA ein Ziel und in den Leitstandards verankert. Da die Vernetzung in der Regionalentwicklung eher aus Gründen der besseren Projektumsetzung forciert wurde, erfolgte eine Einbindung aller in der Region tätigen Organisationen, vor allem im sozialen Bereich, kaum bzw. erfolgt dies nur am Rande.

3.4.2 Angewandte Methoden/Arbeitsweisen

Im Zentrum der Regionalentwicklung stand die Umsetzung der Programme mittels dafür geeigneter Projekte. Diese Projekte und Prozesse mussten mit vielen unterschiedlichen Personengruppen abgestimmt bzw. von diesen mitgetragen werden. Dies bedurfte anderer Arbeitsweisen und Zugänge, als sie damals in der Privatwirtschaft üblich waren und angewandt wurden. Die Arbeitsweise als Regionalentwickler erforderte ein anderes Arbeitstempo und andere Arbeitsschritte als in der Privatwirtschaft.

„Die größte Herausforderung war das Konzernleben hinter mir zu lassen. ... Ich habe am Anfang versucht, das Konzerntempo zu halten, nur irgendwann hat sich die Region ausgeklinkt, und dann stehst du de facto alleine. Jeder fragt sich dann, was tut denn der da. Also du musstest quasi dich eintakten.“ (I5: 46-51).

Dies bedeutete, dass durch die vielen Abstimmungsprozesse innerhalb einer Region (Gemeinden, Vorstände, usw.) eine integrative Arbeitsweise erforderlich war, die alle Beteiligten einschloss.

Dabei ging es auch um die Anwendung geeigneter Methoden, wobei sich die Regionalentwickler hauptsächlich auf Kenntnisse und Erfahrungen aus der eigenen Biographie (Ausbildung und Berufserfahrung) verlassen konnten.

„Ja, damals war es eher noch dilettantisch, würde ich sagen. Es hat ja keine Vergleiche gegeben. Das war erstmalig, so Prozesse...“ (I4: 157-158).

„... so Moderationstechniken habe ich schon gekannt, die habe ich dort [im Studium] gelernt, aber nur, viele Bürgermeister ... haben zum ersten Mal ein Flipchart gesehen.“ (I4: 183-184).

Viele Methoden waren damals noch nicht entwickelt bzw. entwickelten sich erst im Laufe der Zeit. Auch mussten die angewandten Methoden auf die Fähigkeiten und Kenntnisse der regionalen Bevölkerung abgestimmt werden.

Zu dieser Zeit gab es in der GWA schon erste Erfahrungen mit Bürgerbeteiligungsprozessen und Methoden, um die Partizipation anzuregen. Diese Erfahrungen waren den Interviewten aber nicht näher bekannt bzw. nicht zugänglich. Daher konnten sie nur auf ihre persönlichen Erfahrungen zurückgreifen, welche sie während ihrer beruflichen Praxis im Marketing, Projektmanagement oder der Raumplanung gesammelt hatten.

Durch die Neuartigkeit der Programme gab es noch keine vorgeschriebenen Prozesse und Arbeitsanleitungen. Daher gestalteten die zu Beginn der Programmeinführung handelnden Personen die Arbeitsweisen innerhalb der Regionalentwicklung stark mit. Je nach Methodenwahl konnten unterschiedliche Ergebnisse erzielt werden. Die Gestaltung partizipativer Prozesse war für alle Beteiligten eine Herausforderung.

Im Bereich der Methodenauswahl war deutlich erkennbar, dass vorrangig mit Methoden aus dem Projektmanagement, Marketingtools und raumplanerischen Instrumenten gearbeitet wurde. Instrumente der sozialen Arbeit wie Netzwerkkarten, Mehrperspektivenraster, u.v.m. fanden keine Anwendung in der Regionalentwicklung.

3.4.3 Gestaltung partizipativer Prozesse

Die Gestaltung eines partizipativen Prozesses war für die Bürgermeister und natürlich für die Bevölkerung neu. Mitzugestalten, gefragt zu werden bzw. seine Meinung und Ansichten öffentlich einzubringen war zu Beginn der Regionalentwicklung ein neuer Zugang für alle Beteiligten. Besonders für die Bevölkerung war der Ansatz der Partizipation noch eher ungewohnt. Wie bei den Bürgermeistern gab es einige, die die Möglichkeiten nutzten, andere waren eher skeptisch bzw. hatten nicht die ausreichenden Fähigkeiten sich in einen derartigen Prozess einzubringen.

3.4.3.1 Bürgerbeteiligung bei der Strategie- und Leitbilderstellung

Besonders bei den Strategie- bzw. Leitbilderstellungsprozessen wurde und wird versucht, die Bevölkerung durch unterschiedliche Maßnahmen zur Teilnahme zu ermutigen.

„Da gibt's einen Strategie-Erstellungsprozess, da wird die Bevölkerung eingeladen mitzuarbeiten. Und das wird breit ausgeschrieben, da kommen dann hunderte wenn nicht tausende Menschen und geben quasi ihren Senf ab, wie ihre Vorstellung von Region, von der Entwicklung dieser Region, Entwicklung der Gemeinde, persönliche Vorstellungen, wohin wollen sie sich selber entwickeln, ...“ (I5: 245-248).

Diese Aussage weist darauf hin, dass hauptsächlich Personen an diesen Beteiligungsprozessen teilnehmen, die ein hohes persönliches Interesse am Entwicklungsprozess aufweisen. Diese Personen verfügen über die Fähigkeit, die durch die Regionalentwicklung angebotenen neuen Chancen zu nutzen.

Kritik besteht allerdings daran, dass viele TeilnehmerInnen nur aus Eigeninteresse bei den Bürgerbeteiligungsprozessen mitarbeiten, nicht aus der Motivation heraus gemeinsam etwas zu erreichen, die Region weiter zu entwickeln. Nicht das gemeinsame Ziel steht im Vordergrund, sondern persönliche, wirtschaftliche Aspekte, was auch durch nachstehende Aussage deutlich wird. „Und das haben wir schon gesehen, sobald die ihr Projekt durchgehabt haben, haben sie sich ausgeklinkt.“ (I5: 162-163).

Die Beteiligung der Bevölkerung ist bei allen europäischen Entwicklungsprogrammen vorgegeben und für die Genehmigung der regionalen Strategie entscheidend. Daher wird darauf geachtet, bei diesen Prozessen eine möglichst breite Beteiligung zu erreichen.

„Wir haben in der letzten Strategie die Informationskampagne viel breiter aufgestellt, viel breiter, [als beim ersten Strategieerstellungsprozess] ... nur dass die Leute kommen, ...“ (I5: 270-276).

3.4.3.2 Bürgerbeteiligung in der Umsetzungsphase

Das stetige Einbeziehen der gesamten Bevölkerung ist mit einem sehr hohen Aufwand verbunden.

„Wir haben auch Newsletter gemacht, diese Regionszeitungen, ... und einige andere Formate. Aber das ist halt relativ zeitaufwendig gewesen. Und der Output aus diesen Medien war de facto nichts.“ (I5: 184-186).

In dieser Aussage wird deutlich, wie schwer es ist, die Bevölkerung auch in der Programmumsetzungsphase einzubinden. Die Bevölkerung hat teilweise nicht die

Fähigkeiten bzw. den Mut sich zu beteiligen oder es fehlt die Erfahrung oder das Vertrauen. Darüber hinaus scheitern viele daran, aus Ideen Projekte zu entwickeln bzw. es fehlt der Selbstwert, dass die eigene Idee gut sein könnte und umgesetzt werden sollte. Wie auch in der nächsten Aussage deutlich wird:

„Das ... Programm ... ist damals sehr gut umgesetzt worden eigentlich. Am Papier. In der Praxis hätte es sehr gut umgesetzt werden können, sofern die Region reif ist dazu [ist], wenn das aus der Bevölkerung kommt.“ (I5: 141-143).

Diese Aussage verdeutlicht die Problematik bei der Einbindung der Bevölkerung in der Umsetzungsphase.

In der Umsetzungsphase wurde daher verstärkt auf bereits vorhandene Netzwerke, Gemeinden und Unternehmen aufgebaut. „...wir wenden uns an eine bestimmte Zielgruppe und entwickeln Projekte, quasi wir akquirieren Projekte sozusagen, wir regen das an.“ (I5: 239-240). Das aufgebaute Netzwerk wurde zur Projekteinreichung und Umsetzung aktiviert bzw. die Zusammenarbeit mit Multiplikatoren forciert „...wir haben das mit Multiplikatoren gespielt, es gibt Steuerberater, die haben Kunden, es gibt Banken, die haben Kunden, ...“ (I6: 96-97). Durch dieses Vorgehen wurde der Großteil der Projekte von Personen bzw. Organisationen aus dem Netzwerk der Regionalentwickler entwickelt und umgesetzt.

Ein weiterer Aspekt bei der Auswahl und Umsetzung von Projekten liegt auf der Messbarkeit des Erfolgs bzw. des Outputs der realisierten Projekte. Jede Region muss gegenüber den höheren Instanzen und den regionalen Entscheidungsträgern darlegen, welche Impulse bzw. Erfolge durch die Förderung in der Region erzielt wurden.

„Und es war bewertbar für die Verwaltungsseite. ... Weil du kannst sagen, okay, es sind drei Arbeitsplätze geschaffen worden, der Umsatz ist gestiegen um x Prozent. Es ist klar bewertbar, und dann haben die das ablegen können und erledigt. Machst du jetzt im sozialen Bereich etwas, war das schwierig ...“ (I5: 177-181)

Mit den gängigen Messfaktoren (Arbeitsplätze, Kostenreduktion, Einsparungspotenzial, usw.), welche vorrangig wirtschaftlich geprägt sind, können viele Bereiche nicht gemessen werden. Gute Nachbarschaft oder gut funktionierende soziale Kooperationen haben keine klassischen, messbaren Faktoren. Dies macht die Argumentation über die positiven Auswirkungen von erbrachten Leistungen gegenüber der Verwaltungsebene oder der Politik schwierig.

Das Dilemma des Messens der positiven Auswirkungen von Vernetzung bzw. Projekten, die das soziale Zusammenleben fördern, ist auch in der GWA gegeben.

3.4.3.3 Bürgerbeteiligung durch Modelle & Methoden

Viele Methoden waren damals noch nicht entwickelt, bzw. entwickelten sich erst im Laufe der Zeit. Auch mussten die angewandten Methoden auf die Fähigkeiten und Kenntnisse der regionalen Bevölkerung abgestimmt werden.

Besonders im Bereich der Dorferneuerung wurde versucht, die gesamte Bevölkerung einzubinden. Wie aus der Raumplanung bekannt, wurden zur Veranschaulichung oft dreidimensionale Modelle, z.B. von dem geplanten Dorfplatz oder dem Gemeinschaftshaus erstellt.

„Ich kann mich erinnern, dass die Architekten wirklich von einem Dorfplatz ein Modell gemacht haben, damit ... die Leute, ..., auch wirklich eine Vorstellungskraft haben. Dieses zweidimensionale Denken natürlich, kann man nicht erwarten bei jedem Dorfbewohner, die haben oft wirklich keine Vorstellung gehabt. Das heißt, damit man überhaupt so einen Bürgerbeteiligungsprozess machen kann, braucht man oft solche Tools, wie ein Modell oder was.“ (I4: 357-358).

Die Einbindung und die Befähigung benachteiligter Personen erfordert einen sehr niederschweligen Zugang zur Bevölkerung. Ein Schwerpunkt der GWA Leitstandards ist, dass kontinuierlich Maßnahmen zur Befähigung von Menschen gesetzt werden. In diesem Bereich haben Ansätze und Methoden der GWA das Potenzial, durch Befähigung einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der Bürgerbeteiligung zu leisten. Dieser Befähigungsansatz wird aber derzeit in der Regionalentwicklung nicht eingesetzt. Es lassen sich auch keine Hinweise in den Interviews finden, dass derartige Prozesse derzeit in den Programmen der Regionalentwicklung implementiert werden.

3.4.3.4 Veränderung der Bürgerbeteiligung

Durch die zunehmende Professionalisierung innerhalb der Regionalentwicklungsprogramme kam es auch zu einer Veränderung in der Arbeitsweise der handelnden Personen. Durch die neuen Präsentationstechniken eröffneten sich neue Möglichkeiten, welche den Prozess der Bürgerbeteiligung maßgeblich beeinflussten.

„Jetzt tendiert es eher mehr in Richtung, ... Monolog, oder die Gefahr ist, dass man eher mehr präsentiert als hinhört, und sozusagen die Leute zum Teil schon von Anfang an zu stark beeinflusst. Weil man zu Bildern ..., wenn man etwas bewusst zeigt, kann man ja automatisch die Leute beeinflussen, das war vielleicht früher nicht so.“ (I4: 377-380).

Die Fokussierung auf die Bedürfnisse der Bevölkerung sowie das gemeinsame Erarbeiten von Lösungen werden durch die neuen Medien einerseits erleichtert,

andererseits bergen sie auch die Gefahr, Lösungen vorzugeben und dadurch den gemeinsamen Diskurs zu gefährden.

Die neuen Kommunikationsmöglichkeiten bieten darüber hinaus auch neue Möglichkeiten die Bevölkerung einzubeziehen. „Natürlich kann man dadurch jetzt andere Medien nutzen. Jugendliche vielleicht besser einbinden...“ (I4: 400-401). Durch diese Medien verändert sich die gesamte Kommunikation, was der Regionalentwicklung neue Möglichkeiten bietet, die allerdings mit großer Achtsamkeit genutzt werden müssen.

3.4.4 Zentrale Arbeitsbereiche

3.4.4.1 Beratung bei der Projektentwicklung (Strategieumsetzung)

Eine der zentralen Aufgaben der Regionalentwicklung ist die Beratung und Unterstützung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen bei der Entwicklung und Umsetzung von Projekten. „Es kommen immer wieder Projekte so herein, also durch verschiedene Gespräche entsteht etwas, oder vom Hörensagen redet sich das herum, dann wendet sich jemand direkt an uns.“ (I5: 237-238). Diese Projekte müssen sich in die zuvor erarbeitete Strategie bzw. in das Leitbild einfügen. Ist dies gegeben, werden die Projektanten von den Regionalentwicklern bei der Erarbeitung der Projektunterlagen größtmöglich unterstützt.

Besonders bei innovativen Projekten ist die Beratung bei der Projektentwicklung eine Kernaufgabe der Regionalentwicklung, da diese über das nötige Wissen und Fähigkeiten verfügen. „Wir haben in der letzten Periode über 400 Projekte gemacht“ (I5: 406).

Auch in der GWA ist die Unterstützung der Bevölkerung zentrale Aufgabe. Dabei ist die Begleitung und Unterstützung der Menschen bis zur Umsetzung maßgeblich. Dies beinhaltet die inhaltliche Beratung genauso wie die mentale Unterstützung. Durch dieses Vorgehen erlangen die Menschen nicht nur Selbstvertrauen etwas selbst zu schaffen, sondern sie erfahren auch Selbst-Wirksamkeit.

3.4.4.2 Zugang zu Fördermitteln eröffnen

Einen Zugang zu Fördermitteln schaffen ist eine der Kernaufgaben der Regionalentwicklung. Viele Projekte können nur durch finanzielle Unterstützung

realisiert werden. In allen Regionalentwicklungsprogrammen werden in der Strategie die Arbeitsfelder definiert, in denen Projekte gefördert werden. Je nach Region werden die Schwerpunkte unterschiedlich gesetzt. Soziale Projekte sind aber in jedem Regionalentwicklungsprogramm förderfähig.

„Soziales ist für uns Thema. Allerdings forcieren wir das weniger. Wir haben einige Projekte gehabt zum Thema Soziales, das haben wir auch in der Strategie so vorgesehen. Ansonsten eher weniger, weil das steht und fällt mit dem Vorstand. ...“ (I5: 214-216).

In dieser Aussage wird, wie schon angeführt, auf die Schwierigkeit der Messung von sozialen Projekten hingewiesen. Den Entscheidungsträgern die positiven Auswirkungen von Projekten mit sozialem Charakter deutlich zu machen, ist mit einem enormen Arbeits- und Überzeugungsaufwand verbunden. Auch darf dabei nicht übersehen werden, dass bei den meisten Projekten auch Eigenmittel eingebracht werden müssen. Diese müssen bei Projekten im sozialen Bereich meistens von den Gemeinden beigesteuert werden.

Die Finanzierung von Projekten stellt auch in der GWA eine der größten Herausforderungen dar. Auch wenn eine hohe Förderung lukriert werden kann, muss dennoch der Eigenmittelanteil aufgebracht werden.

3.5 Conclusio – Biographie der Regionalentwicklung

Der große Einfluss der handelnden Personen auf die Umsetzung der Regionalentwicklungsprogramme wurde in den vorangegangenen Kapiteln deutlich dargestellt. In diesem Kapitel werden nun die Parallelitäten und Differenzen der Gemeinwesenarbeit und der Regionalentwicklung dargestellt und die Gründe für die Unterschiede herausgearbeitet.

Durch die Möglichkeit, die eigene Heimatregion wesentlich mitgestalten zu können, zeigten die Regionalentwickler eine hohe intrinsische Motivation. Dadurch konnten sie nicht nur die besonders intensive und herausfordernde Anfangszeit der Regionalentwicklung meistern. Sie prägten durch ihren hohen persönlichen Einsatz auch die Regionalentwicklungsprogramme selbst wesentlich mit.

Bevor die interviewten Personen in der Regionalentwicklung tätig wurden, verbrachten diese einen längeren Aufenthalt fernab der Heimat. Durch diese Erfahrung entwickelten alle drei interviewten Regionalentwickler einen neuen Blick auf ihre Heimatregion. Sie wurden dadurch offener anderen Kulturen und Ländern gegenüber und erlangten so die Fähigkeit über den Tellerrand zu blicken. Sie betrachteten durch diese Erfahrungen die Entwicklung ihrer Region aus einem internationalen Blickwinkel.

Wie aus der vorangegangenen Analyse hervorgeht, manifestierten sich die unterschiedlichen Ausbildungshintergründe und beruflichen Erfahrungen der jeweiligen Regionalentwickler in den Regionalentwicklungsprogrammen. Diese Prägung wird besonders durch die Fokussierung auf bestimmte Bereiche bzw. Handlungsfelder deutlich. Dadurch, dass die Interviewpartner einen wirtschaftlichen, bzw. raumplanerischen Ausbildungs- und Arbeitshintergrund hatten, wurde der Fokus auch auf diese Bereiche gelegt. Dies begann bereits bei der Erhebung von Daten, welche eine wesentliche Grundlage für die Arbeit in der Regionalentwicklung darstellen.

Der Netzwerkaufbau erfolgte in der Anfangszeit über die persönlichen und privaten Kontakte der Regionalentwickler. Besonders bei der Entwicklung und Umsetzung von Projekten wurde auf dieses Netzwerk zurückgegriffen. Die Einflüsse dieser Netzwerke in Form von Schwerpunkten und Projekten manifestierten sich dadurch in der Regionalentwicklung.

Die nachstehende Grafik verdeutlicht nochmals die Bereiche der Biographie der interviewten Regionalentwickler, welche Einfluss auf die Umsetzung der Regionalentwicklungsprogramme hatten. Weiters werden die Bereiche dargestellt, auf welche die biographischen Hintergründe der Regionalentwickler Einfluss nahmen.

Einflussfaktoren auf und durch die Biographie

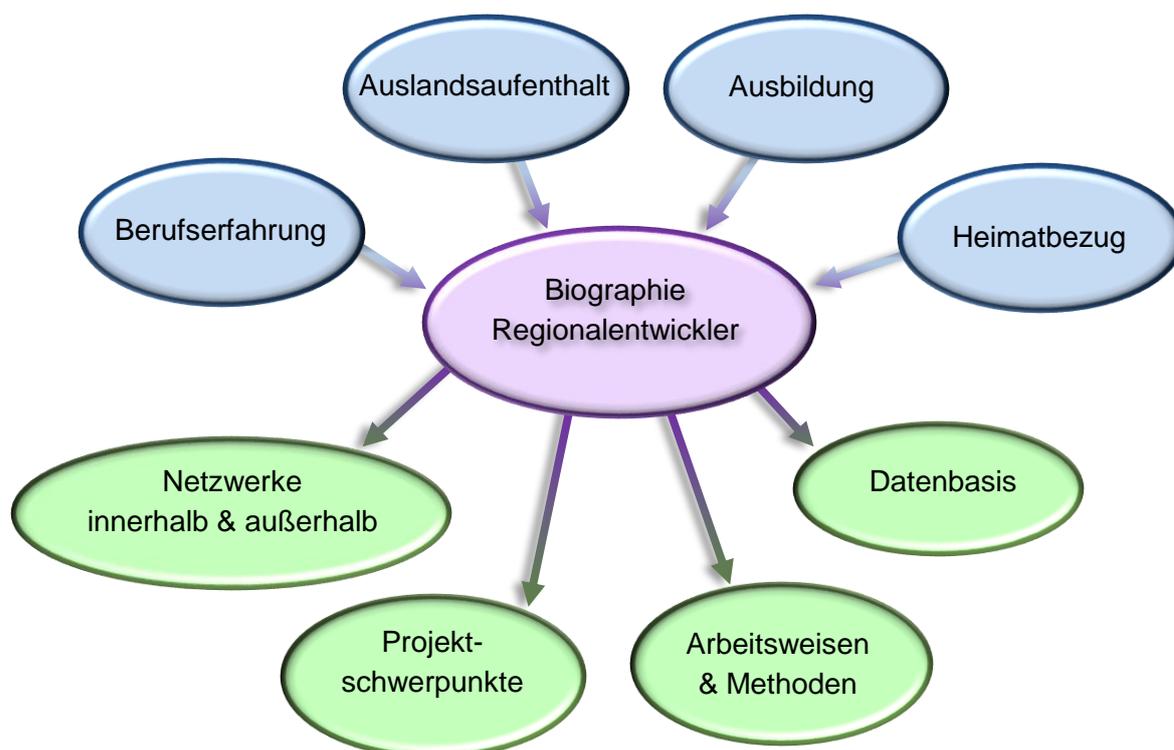


Abbildung 7: Einflussfaktoren auf und durch die Biographie (eigene Darstellung)

In den vorangegangenen Kapiteln konnten viele Parallelen zwischen den Aufgabengebieten der GWA und der Regionalentwicklung dargestellt werden. Dies ist auf die Einflussnahme der Eigenständigen Regionalentwicklung, auf die Konzeption der EU-Förderprogramme (LEADER, Regionalmanagement, Interreg, usw.) zurückzuführen (vgl. ÖROK 2017) (Vgl. ÖAR 2009). Wie im Kapitel „Eigenständige Regionalentwicklung“ angeführt wurde, hat diese ihren Ursprung ebenfalls in der GWA.

Bei einer Gegenüberstellung von GWA und Regionalentwicklung wurden aber auch Unterschiede bei den Handlungsprinzipien sowie den Rahmenbedingungen deutlich.

3.5.1 Vergleich Regionalentwicklung und Handlungsprinzipien der GWA

Bei der Gegenüberstellung der Leistungsstandards nach Lüttringhaus werden die Unterschiede zwischen GWA und Regionalentwicklung (RE) deutlich:

Vergleich Leistungsstandards nach Lüttringhaus:

	Handlungsfeld	Handlungsfelder Unterpunkte	GWA	RE
1)	Zielgruppen- übergreifendes Handeln	Ansprechen aller Altersgruppen	Kinder, Senioren	
		Orte der Kommunikation initiieren	Spielplätze	Gemeinschafts- häuser
		Stadtteilöffentlichkeit schaffen	Webseite	Regionalmarketing
2)	Orientierung an der Bevölkerung	Themen der Menschen aufgreifen	Sicherheit	tlw. Strategie- prozesse
		Ernstnehmen kleiner Dinge des Alltags	Verschmutzungen	
		Finden von Lösungen gemeinsam mit Betroffenen	„runde Tische“	tlw. Strategie- prozesse
3)	Förderung der Selbst- organisation	Ermutigung Themen selbst zu lösen	Empowerment	
		Unterstützung bei Interessenwahrnehmung	Beratung, Information	
		Förderung der Selbstorganisation	Nachbarschaftshilfe	
4)	Nutzung der vorhandenen Ressourcen	Nutzung der vorhandenen Potenziale	Räume, Fähigkeiten	landwirtschaftliche Produkte
		Zugriff auf externe Potenziale	Politik, Verwaltung	strukturell verankert
		Verbindung interner und externer Potenziale	Themenarbeits- kreise	Vernetzung
5)	Verbesserung infrastruktureller Bedingungen	aktive Regionalentwicklung	Verkehrsanbindung	Projektumsetzung
		Verbesserung der materiellen Lebenslage	Verdienst- möglichkeiten	Förderberatung
		Verbesserung der sozialen Infrastruktur	Kinderbetreuung	tlw. durch Projekte
6)	Verbesserung der immateriellen Faktoren	Erweiterung der Handlungsoptionen	Partizipation	
		Förderung des kulturellen Lebens	Vorträge, Lesungen	tlw. durch Projekte
		Schaffung einer gemeinsame Identität	soziales Klima	Intern-Marketing
7)	ressortüber- greifendes Handeln	ganzheitliche Sichtweise	Arbeits-, Lebensraum	
		bereichsübergreifende Zusammenarbeit	Verwaltung, Wirtschaft	strukturell bedingt (ohne Sozialbereich)
		Sektoren-übergreifende Zusammenarbeit	Arbeitsförderung	strukturell bedingt (ohne Sozialbereich)
8)	Vernetzung und Kooperation	Schaffung bzw. Stärkung sozialer Netzwerke	Interessensgruppen	strukturell bedingt (ohne Sozialbereich)
		Förderung der Zusammenarbeit von Fachkräften	Regionskonferenz	strukturell bedingt (ohne Sozialbereich)
		Kooperation von Verwaltung, Politik und Wirtschaft	Regionsentwicklung	strukturell bedingt (ohne Sozialbereich)

Abbildung 8: Vergleich Leistungsstandards GWA & RE (eigene Darstellung)

Obwohl es in zahlreichen Handlungsfeldern Überschneidungen der GWA und der Regionalentwicklung gibt, stellen folgende Punkte die größten Unterschiede dar:

- Kaum Netzwerke zum sozialen Bereich, weder regionsintern zu Hilfsdiensten, Sozialberatungsstellen, Organisationen, die im Sozialbereich aktiv sind, noch regionsextern zu sozialen Verwaltungsebenen.
- Es kommen kaum Methoden zur Anwendung, die
 - alle Bevölkerungsgruppen ansprechen und in die Prozesse involvieren.
 - zur langfristigen Aktivierung und Partizipation der Bevölkerung beitragen.
 - die Befähigung der Bevölkerung, ihren Lebensraum mitzugestalten, verstärken.
 - zur Wirkungsmessung von sozialen Projekten geeignet sind.

Das Fehlen des Bezugs zum sozialen Bereich stellt einen der markantesten Unterschiede dar. Obwohl die Verankerung des sozialen Bereichs durch die Förderstellen in den Programmen vorgegeben ist, werden diese nur mit einem Mindestmaß erfüllt.

3.5.2 Vergleich Rahmenbedingungen der GWA als Arbeitsfeld

Beim Vergleich der Rahmenbedingungen, welche eine professionelle Umsetzung von Gemeinwesenarbeit erfordern, werden ebenfalls zahlreiche Parallelen sowie einige Unterschiede zur Regionalentwicklung deutlich.

- Kompetenzen der handelnden Personen

In dieser Dimension können Überschneidungen bei der Identifizierung der Problemfelder der Region sowie bei der Anwendung unterschiedlicher Methoden deutlich erkannt werden. Ebenfalls wird in der Regionalentwicklung wie bei der GWA auf eine sehr gute und umfassende Ausbildung Wert gelegt. Dennoch werden auch hier Defizite bei der Beachtung der sozialen Aspekte sichtbar.

- Rahmenbedingungen

Konstant handelnde Personen, ausreichende finanzielle Ressourcen sowie genügend Zeit zum Aufbau von Netzwerken stellen auch in der Regionalentwicklung einen zentralen Erfolgsfaktor dar. Bei der Offenheit der Entscheidungsträger für soziale Projekte muss allerdings eine eher zurückhaltende Einstellung festgestellt werden.

- Arbeitsweise

In dieser Dimension werden die größten Unterschiede zwischen GWA und Regionalentwicklung deutlich. In der Regionalentwicklung werden nur sehr vereinzelt Methoden für einen niederschweligen Zugang zur Bevölkerung gewählt. Der partizipative Ansatz findet großteils nur bei der Strategieerstellung statt, kaum bei der Umsetzung. Der größte Unterschied wird im Bereich der Aktivierung der Bevölkerung deutlich, welches eines der zentralen Aufgabenfelder der GWA darstellt, in der Regionalentwicklung aber kaum umgesetzt wird.

Wie aufgrund dieser Analysen festgestellt werden kann, liegen die Ursprünge dieser Unterschiede in der tatsächlichen Umsetzung der Regionalentwicklungsprogramme. Dadurch, dass keine der interviewten Personen eine Ausbildung im sozialen Bereich hat, verankern sich diese Zugänge auch nicht in der Regionalentwicklung. Es manifestieren sich:

- Regionalentwicklung durch Stärkung der Wirtschaft
- Regionalentwicklung durch gemeinsames Marketing
- Regionalentwicklung durch Planung des Raumes

Durch das Fehlen der sozialen Aspekte bzw. durch das Nicht-Fokussieren auf die Stärkung sozialer Beziehungen oder die Stärkung der Fähigkeiten der Bevölkerung selbst wurde dieser auch nicht als möglicher Entwicklungszugang gesehen. Es fehlen die Netzwerke, sowie das Wissen um die Zusammenhänge und positiven Auswirkungen sozialer Projekte. Dieses Fehlen der sozialen Bereiche wird aufgrund der oben angeführten Analyse auf die Biographie der handelnden Personen zurückgeführt.

In der Konzeption der Regionalentwicklungsprogramme lassen sich viele Grundzüge und Handlungsweisen der Gemeinwesenarbeit wiederfinden, was darauf zurückzuführen ist, dass ein Großteil des Programms in Anlehnung an die Eigenständige Regionalentwicklung entwickelt wurde. Somit kann festgehalten werden, dass die Regionalentwicklung ein weiteres Handlungsfeld der GWA darstellt bzw. darstellen kann.

4 Engagement im „Dorf“

Katharina Streichsbier

4.1 Einleitung – roter Faden

Aus vielen Einzelteilen ein zusammengetragenes Bild. Keiner dieser Teile erhebt Anspruch auf „Wahrheit“ oder die Abbildung von „Wirklichkeit“, aber in ihrer Gesamtheit ergeben sie doch ein Bild; „Mein Bild“, das durch meinen Blick, mein Suchen und Fragen, meine Gedanken und Möglichkeiten entstanden ist. Ein Teil von Wirklichkeit, der sich einfügt in die Unzahl von anderen Forschungsergebnissen zum ländlichen Raum.

Es war ein Ringen: Zwischen mir, dem Material und der Theorie, das seinen Ausdruck gefunden hat, in einer fortwährenden Reflexion und Auseinandersetzung. Und das neben der Triangulation von Daten und Methoden und dem Versuch, alle Schritte gut und nachvollziehbar zu begründen, die Qualität dieser Arbeit sichert.

Die Arbeit folgt inhaltlich meinem Forschungsverlauf. Von der ersten Auseinandersetzung mit Theorie und einer möglichen Forschungsfrage über die Annäherung ans Feld, die ersten Schritte im Feld, die Erhebungen, und dann auch wieder dem Abschied daraus, hinein in die Auswertung, um zum Schluss die Ergebnisse zu präsentieren und Schlussfolgerungen daraus für soziale Arbeit zu formulieren.

Lassen Sie sich also ein auf einen verschlungenen Weg, der Sie an meiner Hand ins Waldviertel führt, Menschen, ihre Dörfer und ihr Leben vorstellt, um dann daraus wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen.

4.2 Die ersten Schritte ins Feld – Theorie

4.2.1 Forscherinteresse und Frage

Biographien lassen sich nicht losgelöst von ihrem kulturellen, gesellschaftlichen, geschichtlichen und sozialen Kontext betrachten (vgl. Rosenthal 2009:47). So spielt auch meine Biographie in dieser Arbeit eine Rolle. Denn das Feld des Waldviertels, das ich untersuche und in dem ich mich bewege, dass mich neugierig gemacht hat, ist eines,

in dem ich viele von Groß- und Urgroßeltern behütete Kindersommer verbracht habe. Diese Bindung hat mich an diese Stelle geführt, vor dieses weiße Blatt und zuvor auf meine von Neugier und Zuneigung geleiteten sommerlichen Forschungsreisen durch das Waldviertel, und in die Untiefen der Literatur und der wissenschaftlichen Grundlagen, aus denen ich hoffe, wieder auftauchen zu können.

Begonnen hat alles mit den Fragen: Wie kann ICH hier leben UND arbeiten? Wie machen das Andere? Was gibt es hier für „Lücken“, die ich als Sozialpädagogin schließen könnte? Was ist schon da?

An dieses persönliche Interesse anschließend habe ich in weiterer Folge meine Fragen und mein Interesse konkretisiert und geschärft: Was erzählen mir die Menschen vom Leben hier? Mit dem Sterben und Abwandern der Menschen gehen auch viel Geschichte und Geschichten verloren. Was haben diese Geschichten für eine Bedeutung? Wie wirken sie nach in den hier lebenden Menschen? Warum gibt es Ortschaften, die allen düsteren statistischen Prognosen zum Trotz in dieser Region voll Leben, Bewegung und Wachstum sind? Wie kann es in diesen Orten gelingen, dass Engagement nachhaltig wirkt und sich sogar weiterentwickelt?

Diese letzte Beobachtung findet sich auch in der Enquete-Kommission „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ wieder. Hier wird sie neben unterschiedlichen landespolitischen Entscheidungen auch mit „unterschiedlichen strukturellen Bedingungen, Traditionen, religiösen Bindungen“ erklärt. (Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag 2002:47)

Während die Enquete sich weiter mit den strukturellen fördernden und hemmenden Rahmenbedingungen beschäftigt, liegt der Fokus meiner Forschung auf den zuvor genannten Traditionen. Verstanden weiter gefasst als das volkstümliche Brauchtum, nämlich als überlieferte, in Gebrauch befindliche Handlungsmuster, die sich über lange Zeiträume entwickelt und auch verändert haben. Engagement als entwickelter, veränderlicher Teil der Lebenswelt, somit auch Bestandteil von Identität, Mentalität, Tradition, Kultur und Biographie.

Aus diesen sehr persönlichen Beobachtungen und Fragen, habe ich folgende Forschungsfrage entwickelt, welche Teil der zu Beginn gemeinsam gestellten Frage ist:

„Welche biographischen Erfahrungen lassen sich in einem Dorf finden, die zu gemeinwesenorientiertem Engagement beitragen? “

Obwohl der Ausgangspunkt für diese Fragestellungen ein sehr persönlicher ist, scheint es mir dennoch auch für andere relevant und interessant, diese Fragen zu beantworten.

Zum einen fügt sich die Fragestellung in den aktuellen Diskurs um Staat und Zivilgesellschaft ein, wie ihn u.A. Thomas Olk beschreibt (vgl. ebd. 2011:5), in welchem einerseits ein Ringen zwischen der Forderung nach mehr Eigenverantwortlichkeit der BürgerInnen beim Lösen ihrer Probleme zu beobachten ist, in welchen BürgerInnen auch instrumentalisiert werden, andererseits ein mehr an Engagement auch als Chance zur Stärkung der Demokratie gesehen wird. Zum anderen sind „das Land“ und die Möglichkeiten, die soziale Arbeit hier einbringen könnte, noch immer nicht sehr in ihren Blick gerückt (vgl. Wagner / et.al. 2012:3). Diese Arbeit dient auch dazu, diese Lebenswelt als Arbeitsfeld zu präsentieren, in dem soziale Probleme noch immer oft unsichtbar sind und soziale Angebote nur zögerlich angenommen werden (vgl. ebd.:5).

4.2.2 Vorwissen und Lücke

4.2.2.1 Die Lücke

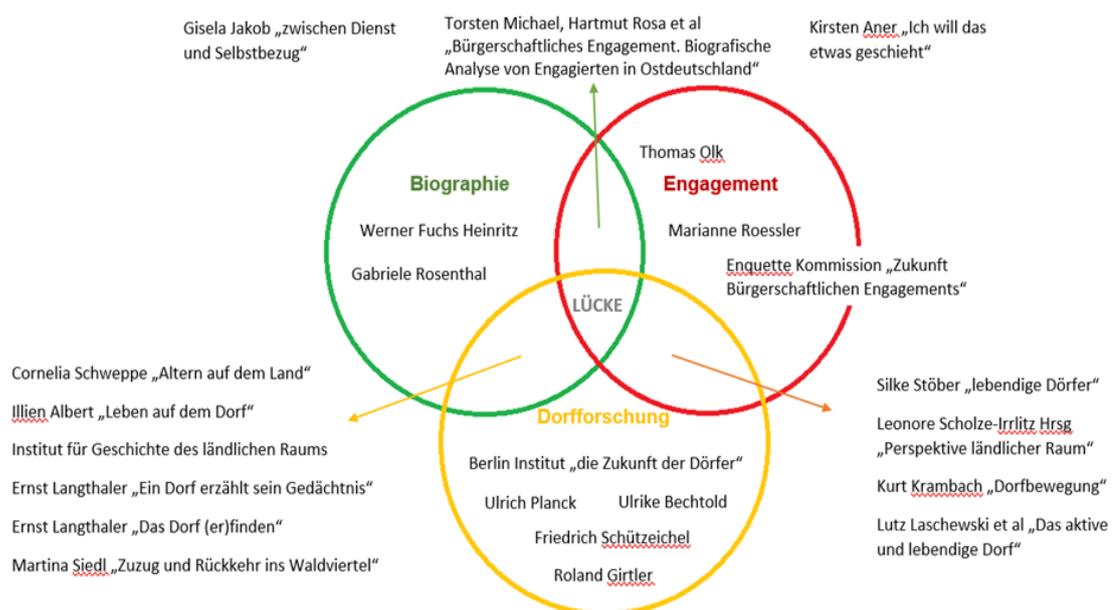


Abbildung 9: Darstellung der Forschungslücke (eigene Graphik)

Mein erster Einstieg in das Feld der Literatur um Biographie, Dorf und Engagement erfolgte über **Albert Iliens „Leben auf dem Dorf“**. Auch er versucht, das Dorf in seiner Gesamtheit zu erfassen. Über Geschichte, Geschichten, Geographie, Boden, Flugblätter, prägende Ereignisse, teilnehmende Beobachtung versucht er in einem „normalen Dorf“ das Spezielle des Dörflichen herauszuarbeiten. (Ilien / Jeggler 1978)

Mein Zugang ist der Umgekehrte. In einem speziellen Dorf versuche ich das Allgemeine zu finden. Aber seine Art der Erhebung - mit manchmal überraschenden Methoden - und des Zugangs zu „seinem Dorf“ hat sicher Einfluss auf meine Arbeit.

Thomas Olk et al. haben in ihrem Sammelband „**Entwicklung der Zivilgesellschaft in Ostdeutschland**“ eine Vielzahl an Studien zur Entwicklung des ländlichen Raumes im ehemaligen Ostdeutschland zusammengefasst (Olk et al. 2009). Sie sind jedoch nur bedingt auf das Waldviertel anwendbar, da die Besonderheiten der Geschichte jenes Raumes einen bedeutenden Einfluss auf die Entstehung, Entwicklung und Ausübung des dort vorfindbaren Engagements haben.

Zentrale Bezüge zum Engagement im Allgemeinen stelle ich her zu dem von Thomas Olk herausgegebenen **Sammelband zum bürgerschaftlichen Engagement** (Olk et al 2011) und zum vom deutschen Bundestag herausgegebenen „**Enquete Kommission**“ **zur Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements**. (ebd. 2002).

In den recherchierten Studien zu Engagement und Biographie werden zumeist sehr spezielle Zielgruppen betrachtet. Jugendliche, SeniorInnen, Erwachsene nach dem Erwerbsleben. **Kirsten Aner** will mit ihrer Studie „**Ich will, dass etwas geschieht**“ diese Lücke schließen und versucht zu zeigen wie „(Berufs)biographien in zivilgesellschaftliche Handlungsressourcen münden können“ oder auch nicht (vgl. Aner 2005:12). Allerdings betrachtet sie zu einem großen Teil das nachberufliche Engagement und geht in ihren Biographien nicht über die individuelle Lebensgeschichte hinaus, während ich versuche auch die Biographie und Geschichte des ganzen Dorfes in den Blick zu nehmen, da meine Vorannahme ist, dass auch Ereignisse in der kollektiven Biographie zu vermehrtem oder verringertem Engagement einer Gruppe beitragen können. Aner bietet mir hier einen Anknüpfungspunkt an, indem sie zu dem Ergebnis kommt, dass „die Entwicklung entsprechender Motivationen und ihre Realisierung [setzen] eine frühe und kontinuierliche Sozialisation in diese Richtung [...] und eine Kultur der Partizipation in verschiedenen Lebensbereichen voraus[setzen].“ (ebd.:14) Wenn also individuelles Engagement durch biographische Ereignisse, Erfahrungen und das Heranwachsen in einer engagierten Lebenswelt motiviert wird, so bestärkt dies meine Annahme, dass auch kollektive Erfahrungen in eine Kultur des Engagements münden können.

Nahe kommt meiner Arbeit die hier auch mehrfach zitierte Studie von **Silke Stöber** über „**Lebendige Dörfer in Brandenburg – Bürgerbeteiligung im Alltag**“, in der sie

zunächst eine ähnliche Beobachtung wie ich gemacht hat: Dörfer im ländlichen Raum stehen vor vielen Herausforderungen, meistern diese aber ganz unterschiedlich. Sie macht sich in ihrer Forschung nicht auf die Suche nach biographischen Erfahrungen, die dieser Unterschiedlichkeit zu Grunde liegen könnten, sondern bleibt in ihrer Beschau in der Gegenwart und untersucht aktuelle Strukturen und Gegebenheiten von „lebendigen Dörfern“ (vgl. Stöber 2006:7 ff). Meine Ergebnisse können die ihren vielleicht gut ergänzen.

Literatur zu biographisch untersuchtem dörflichem Engagement konnte ich nicht finden. Meine Lücke ist also zwischen Engagement-, Dorf- und biographischer Forschung platziert; alle drei Gebiete vereinend und ergänzend.

4.2.2.2 Biographie - Identität - Erzählung

Die Identität im beschriebenen Dorf, eine des Engagements.

Die Biographie eine verschlungene.

Die Erzählungen darüber; vielfältig und bewegend.

Wie beeinflussen einander Biographie, Identität und die Erzählungen darüber?

Ein Wechselspiel in alle Richtungen.

Der Mensch als Subjekt und Objekt seiner biographischen Erzählung (vgl. Engelhardt 2011:39). „Im autobiographischen Erzählen begegnet und reflektiert sich der Mensch in seiner eigenen Geschichte und gründet darauf seine biographische Identität.“ (ebd.:43), während sie sich gleichzeitig auch darin abbildet. Das Erzählen als Berichten über Erlebtes, als Darstellung des Eigenen und Individuellen, aber auch als Prozess der Reflexion, Einordnung, des Verstehens und vielleicht neu Interpretierens:

„Im Erzählen wird das Wissen über die Welt vermittelt, werden individuelle und kollektive Erfahrungen bewahrt und weitergegeben, werden existentielle Lebensprobleme und deren Lösungen behandelt, werden Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart hinein geholt, erfolgen Sinnsuche und Sinngebung, werden Phantasie- und Traumwelten, Angst- und Hoffnungswelten entworfen und das Nicht-Erfahrbare erfahrbar gemacht.“ (ebd.:39)

Mein Versuch in dieser Arbeit, nicht der persönlichen (engagierten) Identität meiner InterviewpartnerInnen auf den Grund zu kommen, sondern daraus auch eine kollektive Identität des Engagements ableiten zu können und mögliche biographische Ereignisse des Dorfes in Beziehung zu einer Veränderung ebendieser setzen zu können.

Unsere Geschichten erzählen wir ja nicht nur anhand der Differenzierung zu unserem Lebensplan (vgl. Kap. 2.1), sondern auch entlang des Spannungsfeldes zwischen

unserem individuellen Streben und jenem der uns umgebenden Kultur, Tradition und Mentalität. Gabriele Rosenthal zitiert dazu in „Biographieforschung im Diskurs“ William Thomas und Florian Znaniecki:

„Indem wir die Erfahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen analysieren, erhalten wir immer Daten und elementare Fakten, die nicht ausschließlich auf dieses Individuum begrenzt sind, sondern die als mehr oder weniger allgemeine Klassen von Daten und Fakten behandelt werden und so für die Bestimmung von Gesetzmäßigkeiten des sozialen Prozesses genutzt werden können.“ (Thomas/Znaniecki in ebd.:46)

4.2.2.3 Das Waldviertel und seine Menschen

Wenn wir nach biographischen Erfahrungen, die das Engagement in einem Waldviertler Dorf fördern, fragen, dann ist es auch bedeutsam den größeren Zusammenhang, den der ganzen Region und seiner Menschen, zu betrachten. Was ist das Waldviertel? Was ist seine Geschichte? Was sind die Lebensbedingungen, die es bietet? Und schlussendlich: Wer sind die Menschen, die hier leben?

In den Medien dominieren zwei Erzählweisen über das Waldviertel: Die touristisch geprägte Version, die von unberührter Natur, Genuss, Wohlfühlen, Erholung und Entspannung erzählt. Und der wirtschaftliche Blick auf die Region, der durch Schlagworte wie demographischer Wandel, peripherer Raum, Arbeitslosigkeit und Abwanderung gekennzeichnet ist. Innerhalb dieser zwei Pole leben reale Menschen, die wohl noch eine Vielzahl anderer Sichtweisen beizutragen hätten.

Geologisch liegt ein Großteil des Waldviertels auf der Böhmisches Masse. Granite und Gneise wechseln sich hier ab. **Harter Fels von meist saurem und nährstoffarmen Boden bedeckt.** Dort wo Erosion die Humusschicht abgetragen hat oder wo es zu steil ist, kommt der Fels zum Vorschein. Blockheiden, Felshalden, Felswände. Die Landschaft geprägt durch Hochländer im Norden. Der Blick ist frei, kann über Felder, dunkle Wälder und Teiche schweifen. Durchbrochen von Flusstälern, die sich tief in den Fels eingeschnitten haben. An deren Klippen thronen Burgen, Stifte, Schlösser. Weiter südlich, an der Küste urzeitlicher Meere, breiten sich große Becken aus, gehen über in eine sanfte Hügellandschaft, in der sich Straßen durch Wälder, Wiesen und Hügel schlingen. Bergauf, Bergab. Ganz im Süden bricht das Land zur Donau hin ab. Hier ist der Charakter wieder ein ganz anderer. Mild, lieblich, süß wie Marille.

Klimatisch dominiert das atlantische Klima, das Wetter, das gerne als „rau“, „kalt“, „unwirtlich“ beschrieben wird. Nur im östlichsten Teil und im Süden ist auch der Einfluss

des pannonischen Klimas zu spüren. Hier im Übergang zum Weinviertel und an der Donau ist es wärmer und trockener.

Besiedelung: Die Silva Nordica, der Nordwald, viele Jahrtausende nur spärlich besiedelt. Nur im klimatisch, geologisch und dadurch vegetativ etwas entgegenkommenderen Donaauraum finden sich schon urzeitliche Besiedelungsspuren. Der Wald zu durchdringend und der Boden zu karg. Erst nach der Völkerwanderung sind größere Siedlungen nachweisbar. Vom Norden her kolonisieren die Slawen, manchmal bis an die Donau, von Süden aus beginnen die Bayern das dünn besiedelte Gebiet zu missionieren (vgl. Jekl 1976:25). Im Laufe der Zeitgeschichte wurde weiter gerungen um dieses Gebiet. Mal hier mal dort. Teil des großmährischen Reiches, bis ca. 1000 n.Chr. die babenbergischen Markgrafen die böhmische Mark daraus bilden, die die nördliche Grenze ihres Reichs schützen sollte. Räuberische Einfälle und Kriege wechseln Phasen der Zusammengehörigkeit ab. Spätestens ab 1526, als die Königreiche Böhmen, Mähren und Ungarn gemeinsam mit dem Erzherzogtum Österreich regiert wurden, in einem sehr komplizierten Konstrukt zwar, war **dieser Raum immer mehr Übergangs und Austauschzone, als starre Grenze** (vgl. Podborsky et al. 1993). Hier hat es sich vermischt. Hier auch geteilt. Immer durchlässig für Kultur, Sprache, Geschichten, Waren, Religion. Immer aber auch anfällig für Nationalismus auf beiden Seiten. Nach 1918 wurde die Verwaltungsgrenze auch zur Staatsgrenze. Dennoch hatten die Bauern weiter ihre Felder hier und dort, Kinder im Sommer weiter auf „der anderen Seite“ zum „Kindertausch“. Der „kleine Grenzverkehr“ hat geblüht. Erst 1948 hat der eiserne Vorhang diese Grenze schmerzhaft durch diesen gemeinsamen Kultur- und Lebensraum gerissen. Eine Wunde, die noch nicht verheilt ist. Aber langsam vernarbt. (vgl. ebd.)

Wirtschaftlich war und ist die Region von Landwirtschaft geprägt, die es aufgrund der Kargheit der Böden jedoch immer nötig gemacht hat, sich das Überleben auch durch andere Standbeine zu sichern. Ab dem 16. Jahrhundert haben sich Teile des Waldviertels ausgehend von Iglau auf die Herstellung von Stoffen aus Flachs und Schafwolle spezialisiert. Zu einem großen Teil in Heimarbeit, aber auch in größeren Erzeugungsstätten. Einer Sonderform dieser textilen Erzeugnisse, der Herstellung von Bändern, haben einige Gegenden die Bezeichnung „Bandelkramerland“ zu verdanken. Die Vertriebe profitierten von der billigen Arbeitskraft der Menschen hier, die kaum die Wahlfreiheit hatten, auf höhere Löhne zu pochen. Nachdem es durch die Globalisierung in anderen Teilen der Welt möglich geworden war, noch günstiger zu produzieren, hat

sich dieser Wirtschaftszweig bis auf wenige Ausnahmen aus der Region zurückgezogen und viele Menschen ohne Arbeit zurückgelassen. Backhausen und einige andere produzieren noch immer hier, können jedoch nur mit großem Einsatz „gehalten“ werden. (vgl. ebd.:119–125).

Infrastruktur: Lange führten ins Waldviertel nur Kolonisationspfade hinein, die auch die Grundlage zur Errichtung kleiner Siedlungen bildeten. Dennoch werden auch die bestehenden Pfade langsam zu größeren Straßen ausgebaut, auch wenn wichtige Handelsrouten damals wie auch heute am Waldviertel vorbei führen. Pläne, die einen weiteren Ausbau des nach Norden führenden Bahnstreckennetzes und eine Thayatalbahn vorgesehen hätten, wurden aufgrund des ersten Weltkrieges und später des Baues des Eisernen Vorhanges nie realisiert. (vgl. ebd.:144 f) Und die geplante Waldviertelautobahn liegt in weiter Ferne.

Aktuelle Herausforderungen und Ressourcen

Der ländliche Raum ist weit mehr als der defizitäre Restraum, der überbleibt, wenn man Städte und Ballungsräume wegdenkt, aber auch mehr als die romantisierte Idylle (vgl. Penke 2012:17). Dennoch ist es wichtig, ohne in Jammern zu verfallen über die eigenen Probleme Bescheid zu wissen. Deswegen seien sie hier genannt. Manches davon findet seinen Ursprung in bereits zuvor Genanntem. Wenig ertragreiche Böden, raueres Klima, spät und spärlich einsetzende Besiedelung, verzögerter Ausbau von Verkehrswegen, Bedarf von Nebenerwerb, billige Arbeitskräfte für die Textilindustrie uvm. Daher schon lange vor dem Eisernen Vorhang, der oft als Rechtfertigung für die schwierige Situation herangezogen wird, ein infrastrukturell benachteiligter Raum.

Heute sind relativ stabile Arbeitsfelder in der öffentlichen Verwaltung, dem Sozial-, Bildungs- und Gesundheitsbereich zu finden (vgl. Figerl / Fröhlich 2015:17). Mehr als die Hälfte der ArbeitnehmerInnen muss jedoch heute ihren Wohnbezirk verlassen um an ihre Arbeitsstelle zu gelangen. Jobs in der Region sind also rar. (vgl. ebd.:33)

Hinzu kommen noch veränderte gesellschaftliche Strukturen. Abwanderung kann nicht mehr durch hohe Geburtenraten ausgeglichen werden, und wir werden insgesamt älter: da haben wir sie, die Keule „demographischer Wandel“. Kaum jemandem gelingt es nun noch, positive Worte zu finden. Aber hier sind sie, die Probleme, sie liegen auf dem Tisch, und wie es scheint gibt es nicht wenige Menschen, die bei näherer Betrachtung dieser auch neue Ideen entwickeln und sogar Ressourcen entdecken können. Altes Wissen zu Handwerk, Kultur und Landwirtschaft, dass die Grundlage unseres Überlebens und unserer Entwicklung ist. Natürliche Ressourcen wie Erholung,

Tourismus, Gesundheit und erneuerbare Energiequellen wie Wind, Wasser und Holz. Ressourcen, die durch die Vernetzung mit dem Nachbarn jenseits der Grenze kulturell, wirtschaftlich, sprachlich entstehen.

Der „defizitäre Restraum“ als Freiraum, in dem viel Neues entstehen kann.

Identität und Mentalität

Wer sind sie nun „die WaldviertlerInnen“?

Anton Rohrmoser, der wirklich lange mit ihnen gelebt und gearbeitet hat, sagt, dass sie sich auszeichnen durch „geringe Fähigkeit zur Kommunikation untereinander, geringe Eigeninitiative, traditionelle Wertvorstellungen, gewisse Unbeweglichkeit, widerspruchslöse Eingliederung in bestehende Organisationsformen, teilweise Intoleranz [intolerant] gegenüber Andersdenkenden und Außenseitern, gewisse Unterwürfigkeit gegenüber Vorgesetzten und Autoritäten, eine vorwiegend klare lebenslange Zugehörigkeit zu einer Partei.“ (Rohrmoser 2013:68) Eine gewisse Müdigkeit ist wohl aus diesen Worten herauszuhören.

Martina Siedl versucht in ihrer für ihre Masterarbeit am FH Campus Wien erstellte qualitative Studie „Zuzug und Rückkehr ins Waldviertel – Fallstudie über die subjektive Bedeutung des Sozialraums“ der Identität nachzuspüren. Sie findet bei den WaldviertlerInnen eine hohe Identifikation mit „dem Waldviertel“. Nicht das Dorf, die nächst größere Stadt oder das Bundesland wird als Bezugsrahmen der Herkunftsbeschreibung gewählt. Nein, es ist „das Waldviertel“. Worte wie „Bodenhaftung“, „abstammen“, „verwurzelt“, verweisen auf eine hohe physische Bindung zum Raum, und Boden. (vgl. Siedl 2013:6 f).

Abhängigkeit und Beziehung zu einem kargen Boden, von dem das eigene Überleben abhängt.

In diesem Bezugsrahmen des „Waldviertels“ bilden die Werte „Arbeit und Fleiß, soziale Hilfe und Tausch sowie Authentizität und Autonomie“ eine Durchgängigkeit die „eine Beschreibung der WaldviertlerInnen als Gruppe ermöglicht“ (ebd.) Siedl folgert, dass der Stolz, mit dem die Zugehörigkeit zu dieser Identität verbunden ist, eine „Sicherheit und Stabilität“ geben kann in einem Leben, in dem man von vielen Seiten mit Verunsicherung konfrontiert ist, und es schwierig ist, die „Kratzer im Selbstbild“ abzudecken. Diese „Verhaftung“ bedeute gleichzeitig aber auch „Unflexibilität“. Ein Teil der „Waldviertler Mentalität“ sei es auch, „dass eine zurückhaltende Art in der

sprachlichen Kommunikation mit einer gewissen Konfliktscheue einherzugehen scheint“, und dass „Probleme vorrangig selbst zu lösen seien“ (ebd.:9) .

Anmerken möchte ich zu Siedls Erkenntnissen, dass die „romantisierende“ Bezeichnung dieser Region als „das Waldviertel“ noch relativ jung ist. „Viertel ober dem Mannhartsberg“ war zuvor lange Zeit die etwas bürokratisch anmutende Bezeichnung (vgl. Podborsky et al. 1993:221). Die Identifizierung als WaldviertlerIn muss sich also später in relativ kurzer Zeit herausgebildet haben. Waren die Menschen schon hungrig nach einer Identifikationsmöglichkeit? Um eigene Identität herauszubilden benötigen wir ein Gegenüber. Durch den tiefen Einschnitt, den der eiserne Vorhang durch diese Region gezogen hat, ist dieses Gegenüber weggefallen. Eines, über das man das Eigene identifizieren konnte, gegenüber dem man sich abgrenzen konnte, zu dem man sich positionieren konnte. In einem für manche vielleicht unklaren Raum der Vermischung? Ein ausgeprägter Nationalismus war nicht mehr nötig, man war nun einfach WaldviertlerIn. Musste sich nicht mehr als deutschstämmig, österreichisch definieren gegenüber dem anderen und doch auch ähnlichen Kulturraum.

Abschließend möchte ich betonen, dass diese hier umrissene Bestimmung des Waldviertels und der Mentalität und Identität der hier lebenden Menschen höchstens einen kleinen Ausschnitt der kulturellen, landschaftlichen, strukturellen, geschichtlichen und besonders menschlichen Vielfalt abzubilden vermag. Sie kann uns als sozial Arbeitenden vielleicht helfen, manches besser einordnen zu können, erspart uns aber nicht, dennoch jeden Fall für sich zu erforschen und zu entdecken. Wie schon Charles Fluharty festgestellt hat: **„If you´ve seen one rural community, you´ve seen ... one rural community“** (zit.n. Wagner / et.al. 2012:45)

4.2.2.4 Soziale Arbeit am Land

Für den ländlichen Raum muss eine historisch, herrschaftlich gewachsene Fürsorgestruktur konstatiert werden, welche aus der bis ins 20. Jhdt. reichenden Dualität von Ärzten, Lehrern, Pfarrern aber vor allem Gutsherren, als Schutzherren einerseits und Autokraten andererseits, entstanden ist (vgl. Hering 2012:30–33). Unterstützung in den Bereichen Bildung, Soziales und Gesundheit lagen zumeist im „goodwill“ einer Person. „Eigeninitiative schien in diesem System nicht vorgesehen und zunächst auch überhaupt nicht möglich zu sein“ (ebd.:34) Ausnahme bilden hier ländliche Genossenschaftsstrukturen, die der „Abhängigkeit von Obrigkeit ein System der

Solidarität und Selbsthilfe“ entgegengesetzt haben (ebd.:31). Dennoch ist noch immer spürbar, dass es wenig gewachsene Praxis darin gibt, Probleme gemeinschaftlich selbst zu lösen. Menschen am Land können durch die persönliche Nähe zueinander zwar mit Hilfe und Unterstützung durch ihre Mitmenschen rechnen, stehen aber auch unter einem großen „Normalitätsdruck“, der sie oft zwingt, soziale Probleme zu verbergen, und es schwer macht, professionelle Unterstützung anzunehmen. Auch der Reflex, sich gegen „institutionelle Hilfe, die sich hier einbringen will“, zu wehren, weil sie als „Bedrohung und Kontrolle“ wahrgenommen wird, lässt sich aus dieser historischen Entwicklung erklären (vgl. Wagner / et.al. 2012:5). Im Grunde war man immer schon alleine mit seinen Problemen. Wenn man Glück hatte, wurde einem geholfen, aber Verlässlichkeit gab es wenig. Es gibt daher eine Tendenz, zu versuchen, mit Problemen alleine fertig zu werden.

Das Dorf als Ort der unsichtbaren sozialen Probleme, das Dorf als noch relativ unentdecktes Arbeitsfeld für SozialpädagogInnen, das Dorf, das auch besondere Arbeitsweisen verlangt. Ich verweise hier auf den Sammelband von Stefanie Debiel et al „Soziale Arbeit in ländlichen Räumen“ (Debiel 2012), in dem diese Anforderungen sehr ausführlich beschrieben werden.

4.2.3 Auswahl des Feldes

4.2.3.1 Lebendiges Dorf

Für meine Forschung habe ich ein lebendiges aber auch zukunftsfähiges Dorf gesucht. Die Annahme dahinter: **Lebendigkeit und Zukunftsfähigkeit als Abbild von Engagement**. Meine Annahme als Umkehrschluss von Silke Stöbers Definition eines „lebendigen Dorfes“ (Stöber 2006:11):

„Ein **lebendiges** Dorf zeichnet sich besonders durch zwei Qualitäten aus:

- **engagierte** Bewohner und Bewohnerinnen
- geeignete Möglichkeiten, innovative Ideen auszutauschen und neue Wege der Zusammenarbeit zu finden“

Woran kann ich als Forscherin nun das von mir gesuchte „lebendige Dorf“ erkennen? Hier bietet Stöber (vgl. ebd.:15 ff) folgende Erkennungsmerkmale an:

- Die **Dorfinfrastruktur** ist geprägt durch wenige Leerstände und das Vorhandensein von für alle zugänglichen Begegnungsräumen
- **Nahversorgung und Dorfökonomie:** Lokales, von der Arbeitskraft über Feste im Ort bis hin zu Lebensmitteln, wird genutzt.

- **Kultur und Bildungsangebote** haben einerseits Anziehungskraft für potentielle NeubürgerInnen und verstärken andererseits die Bindung der Menschen zu ihrem Herkunftsort, sodass auch Rückkehr wieder leichter möglich wird.
- **Natur und Umweltschutz**, welcher sich u.A. in der Gestaltung und Pflege naturnaher Grünflächen und Dorfgemeinschaftsflächen ausdrückt.

Aber Stüber weist nicht zu Unrecht darauf hin, dass auch lebendige Dörfer zukunftsfähig sein müssen. „Wohnen, arbeiten, sich versorgen, sich bilden, sich erholen, kommunizieren und mobil sein“ muss möglich sein. Und „zur Lebensfähigkeit gehört eine ausgewogene demografische und soziale Struktur. Dies wird erreicht über Zuzüge. Menschen ziehen ins Dorf wegen der familienfreundlichen Dorfinfrastruktur, und wenn Arbeits- und Ausbildungsplätze verfügbar oder erreichbar sind.“ (ebd.:12)

4.2.3.2 „Umfrage“

Wie aus der großen Menge der Waldviertler Dörfer nun eines auswählen? Einfach mal fragen! „Nennen Sie mir bitte möglichst spontan und unreflektiert ein lebendiges Dorf“, habe ich zahlreiche im Waldviertel lebende und arbeitende Menschen, RegionalentwicklerInnen, Kulturschaffende, ErwachsenenbildnerInnen und viele mehr per Mail gefragt (E1). Da „Lebendigkeit“ im Auge des Betrachters und der Betrachterin liegen und sehr subjektiv ist, konnte ich mir nicht sicher sein, dass die Befragten sich bei ihrer Antwort an Stübers oben genannte Definition halten würden. Aber da es in erster Linie darum ging, einmal eine große Auswahl an ersten Hinweisen zu erhalten, war dies in dieser Phase auch noch nicht wichtig.

4.2.3.3 Überprüfung auf Lebendigkeitskriterien

In diesem Schritt habe ich die genannten Dörfer, unter denen auch das schlussendlich Beforschte mehrmals genannt wurde, mit Hilfe der von Stübers genannten Definition oberflächlich überprüft. Was geben die Websites für einen Einblick ins Dorf? Was sagen die Statistiken zu Bevölkerungswachstum oder Zu- und Abwanderung? Das schlussendlich ausgewählte Dorf entsprach in fast allen Punkten den Kriterien. Ausführlicher dazu in Kapitel 4.3.1

4.2.3.4 Statistik zu Zukunftsoptimismus

Um die Wahl noch besser eingrenzen zu können, habe ich nun die Ergebnisse der Bundespräsidentenstichwahl 2016 herangezogen. Das Institut Sora hat herausgefunden, dass der größte Unterschied im Wahlverhalten bei dieser Wahl zwischen den optimistisch bzw. pessimistisch in die Zukunft blickenden ÖsterreicherInnen festzustellen war. Während WählerInnen von Norbert Hofer der Zukunft tendenziell eher pessimistisch entgegen blickten, würden 70 Prozent der von der Bellen-WählerInnen einen positiven und hoffnungsvollen Blick in die Zukunft werfen. (vgl. Sora 2016) Meine Annahme dazu: Auch wenn Unzufriedenheit eine starke Triebfeder für Veränderung sein kann, so muss dennoch zwischen Engagement und Zukunftsoptimismus ein enger Zusammenhang bestehen. Nur, wenn ich auch Sinn in meinem Handeln sehe, das Gefühl habe, etwas damit bewirken zu können, tue ich auch etwas. Auch wenn der Auslöser eine Unzufriedenheit sein kann. Ich glaube an eine Wirkung meines Handelns, welche in der Zukunft liegt. Somit hat sich das von mir gewählte Dorf bestätigt. Eines der wenigen im Waldviertel, in denen mehrheitlich von der Bellen gewählt wurde, man also davon ausgehen kann, dass ein großer Teil der WählerInnen zukunftsoptimistisch ist und somit ein guter Nährboden für Engagement möglich ist. Vorausgreifend möchte ich anmerken, dass sich diese meine Annahme nicht bestätigt hat. Ich konnte in keinem der drei Interviews deutlichen Zukunftsoptimismus feststellen, eher einen sorgenvollen Blick in die Zukunft.

4.2.4 Auswahl der Methoden

Was ist qualitätsvolles wissenschaftliches Arbeiten? Wie kann ich mich trotz meiner Subjektivität als Mensch dennoch möglichst objektiv und vorurteilsfrei meinem Gegenstand nähern und dies auch intersubjektiv nachvollziehbar darstellen? Welche Methoden sind meinem Gegenstand angemessen? Mit diesen Fragen habe ich sehr lange gerungen.

„(Fremd)verstehen [heisst] das zu Verstehende vor dem Hintergrund des eigenen subjektiven Relevanzsystems zu verstehen“ (Kruse 2015:67). „**Reflektierte Subjektivität**“ nennt es Ines Steinke und meint damit vor allem auch das dokumentierte Vorgehen. Und dies habe ich im gesamten Forschungsprozess versucht einzuhalten und auch sichtbar zu machen, sodass eine theoretische und praktische „intersubjektive Nachvollziehbarkeit“ (Steinke 2007:186) für die LeserInnen erreicht werden kann.

„**[Werden] die Methoden dem Untersuchungsgegenstand gerecht?**“ (Steinke 2007:181): Mein Interesse gilt den latenten Sinnstrukturen der Befragten und beobachteten Menschen. Dem „Warum“ und „Wie“. Aus verschriftlichten Interviews, protokollierten Beobachtungen, vertexteten Artefakten habe ich meine Analyse erstellt. Hier fiel die Wahl auf die dokumentarische Methode von Bohnsack, die es auch erlaubt von individuellen auf soziale Handlungspraxen zu schließen. Denn wie sich ein Individuum verhält, zeigt immer auch etwas über den sozialen Kontext, in dem dieses handelt (vgl. Nohl 2012:4). Die dokumentarische Interpretation versucht über die „Priorität des Einzelfalls“ eine allgemeingültige Mehrdimensionalität zu erfassen (Nohl 2012:37).

Da es gilt, eine Kultur des Engagements zu erforschen, wende ich neben biographisch orientierten Interviews im Feldzugang und der Erhebung auch Methoden der ethnographischen Forschung an, um mehr Wissen über soziale Bedeutungen von Handlungen und die Einbettung, die Syntax, meiner Beobachtungen besser verstehen zu können. Hier ist Girtler (Girtler 2009) mit seiner respektvollen, sich sehr zuwendenden und ganz ins Feld eintauchenden Art Vorbild für mich. Auch wenn es für mich als Forscherin bedeutet, mich immer wieder auch heraus- und zurücknehmen zu müssen und meine Anteile zu reflektieren.

Und schlussendlich soll die „dichte Beschreibung“ nach Geertz es den LeserInnen ermöglichen, ihre eigenen Schlüsse aus meinen gewonnenen Ergebnissen zu ziehen und ihre Anwendbarkeit auf andere Kontexte zu überprüfen. (vgl. Steinke 2007:185)

Wie im Absatz darüber schon sichtbar wird, ist eine weitere Methode der Qualitätssicherung, die ich anwende, die **Triangulation von Daten und Methoden**. Denn „[...] das Wesen guter qualitativer Forschung [entfaltet sich] jenseits der korrekten Anwendung der einen oder der anderen Methode [...]“ (Flick 2004b:63) Sondern:

„Triangulation beinhaltet die Einnahme unterschiedlicher Perspektiven auf einen untersuchten Gegenstand oder allgemeiner: bei der Beantwortung von Forschungsfragen. Diese Perspektiven können in unterschiedlichen Methoden, die angewandt werden [...] Weiterhin bezieht sie sich auf die Kombination unterschiedlicher Datensorten [...] Gleichmaßen sollte durch die Triangulation [...] ein prinzipieller Erkenntniszuwachs möglich sein [...]“ (Flick 2004:12)

Sowohl methodeninterne Triangulation (narratives Interview mit Aspekten des fokussierten Interviews nach Hopf (ebd.2016:8) und des eroepischen Interviews (Girtler 2009:66)) als auch methodenübergreifende Triangulation (Beobachtungen und

Interviews), sowie die Triangulation von Daten (Bildanalyse, Transkripte und Feldnotizen) soll die Validität meiner Ergebnisse erhöhen.

Offenheit im gesamten Prozess hat mich immer wieder dazu gezwungen, Schritte zurückzugehen, zirkulär zu arbeiten, neu Position zu beziehen, einen anderen Zugang zu versuchen, Entscheidungen zu hinterfragen.

Beobachtungen aus „dem Dorf“, teilnehmende und kontrastierende Beobachtung „des anderen Dorfs“, kurze, eher informelle ethnographische Gespräche „über den Gartenzaun“ hinweg, Beobachtungen, Photographien, Broschüren, Gemeindechronik und - als Schwerpunkt - drei biographisch geführte Interviews. Alles gesammelt in einer Vielzahl an Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen.

4.3 Im Feld – Erhebung

4.3.1 Das „Dorf“

4.3.1.1 Homepage

Das „Dorf“. Um die Anonymisierung der InterviewpartnerInnen zu gewährleisten, sei es hier und in Folge nicht näher benannt. „Das Dorf“, oder auch H. Zuerst meine Annäherung von außen über die Homepage. Modern, aktuell, übersichtlich. Ich fühle mich sofort angesprochen und eingeladen. Ausschlaggebend dafür sind die angenehm zurückhaltenden Farben, die sehr schönen Naturmotive, die offensichtliche Aktualität und die direkte Ansprache des Bürgermeisters an mich als „Besucherin“. Ich finde alles, was ich in der ersten Phase, als ich auf der Suche nach einem „lebendigen Dorf“ (n. Stöber 2006) bin, wissen will. Ein reges Vereinswesen, Bildungsangebote (Schule, Kindergarten, Erwachsenenbildungsangebote in der Region), Infrastruktur (Bahnhof, Geschäft, Gasthaus), ein reges Sport- und Kulturangebot, auch die Jugend ist als Verein vertreten. Baugründe werden angeboten. Besonders hervorzuheben ist eine Topothek, in der „der Archivar“ alte Fotos, Postkarten und Aufnahmen des „Dorfes“ sammelt, und so für alle zur Verfügung stellt. Es ist auch dieser offensichtliche Wert, der hier Altem gegeben wird, mit ein Grund für die Auswahl dieses Dorfes. Es gibt **ein Wissen um die Bedeutung von Geschichte(n)**, das sich daraus ablesen lässt. Die Worte „**freiwillig**“ und „**Engagement**“ kommen im Vergleich zu anderen gesichteten Homepages gehäuft vor. Es scheint sich um einen Wert in dieser Gemeinschaft zu handeln.

4.3.1.2 Statistik

Das Auffallendste in der Statistik (Statistik Austria 2017) ist sicherlich der Trend der kontinuierlichen Bevölkerungszunahme seit 1981. Besonders im Vergleich zu den Zahlen des politischen Bezirkes, in dem seit 100 Jahren ein stetiger Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen ist. Im Bundesland selbst gibt es einen leichten Aufwärtstrend, der aber auf den Zuzug in die Ballungsräume um Städte zurückzuführen ist. Eindeutig ist auch, dass die Bevölkerungszunahme im „Dorf“ fast ausschließlich auf Zuzüge zurückzuführen ist. Besonders um die Jahrtausendwende waren diese besonders zahlreich. Die Geburtenbilanz im Ort ist relativ ausgeglichen. Die Deutlichkeit der Zahlen ist für das Jahr 2016 auf folgender Graphik gut sichtbar.

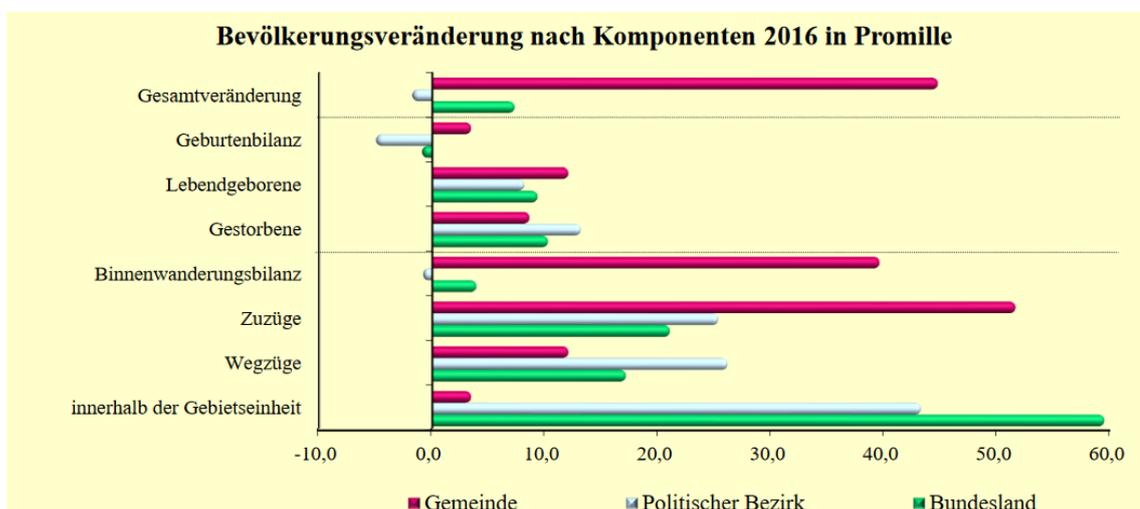


Abbildung 10: Bevölkerungsveränderung 2016 (Statistik Austria 2016)

Menschen ziehen her! Das „Dorf“ ist attraktiv! Das ist im Vergleich zu anderen Gemeinden wirklich außergewöhnlich. Die Zuzüge erfolgen nicht aus der Region, sondern von außerhalb. Die Menschen, die herziehen, verlassen bewusst den gewohnten und vertrauten Lebensraum, lassen vielleicht auch soziale Netzwerke hinter sich, um sich in einer Gegend anzusiedeln, die oft als problematisch für Infrastruktur und Arbeitsmöglichkeiten beschrieben wird. Dieser Zuwachs der Bevölkerung ist eine Grundlage für die Zukunftsfähigkeit des „Dorfes“. Der Anteil der Männer und Frauen 2015 ist genau ausgeglichen. Die größte Bevölkerungsgruppe ist die der 40-44-jährigen. Die Akademikerquote bei den Frauen ist etwas höher. Aber insgesamt dennoch deutlich unter der des Bundeslandes. Die Meisten haben einen Lehrabschluss. Sehr viele pendeln, aber die wenigsten bis nach Wien. Einige Arbeitsplätze im Ort werden von EinpendlerInnen und Wohnhaften gedeckt. (Alle Daten vgl. ebd.)

4.3.1.3 Die Geschichte

Eine Gemeindehomepage lässt nicht viel Platz für alle historischen Ereignisse eines ca. 750 Jahre alten Dorfes. Es musste also Überlegungen geben, was in welcher Ausführlichkeit dargestellt wird, und wo Auslassungen oder Verkürzungen vorgenommen werden. Ich kann also davon ausgehen, dass die hier von mir vorgefundenen Daten bedeutsam für den Verfasser oder auch das ganze Dorf sind. Bebildert ist diese Seite mit einer Graphik des alten Schlosses, welches es in dieser Form nicht mehr gibt, und auch mit einer ca. 100 Jahre alten Photographie der Bahnstation, welche noch immer in Betrieb ist. Zwei **Gebäude**. Optisch ordnen diese Bilder die ältere und jüngere Geschichte. In der älteren Geschichte geht es um „Burg“, „Herrschaft“, „Marktrecht“, „wechselnde Besitzer“, Kirchen- und Schulgründung. Einen Übergang zur neueren Geschichte bildet ein Absatz, in dem es um „Verkauf der Herrschaft“ an eine andere „Herrschaft“ geht, und um die Übergabe des Schlosses an Kleinhäusler. **„Das Schloss wurde auf Kleinhäusler aufgeteilt“**. In der neueren Geschichte wird der Höchststand der Bevölkerung erwähnt (welcher bis heute, trotz Bevölkerungszuwachses nicht wieder erreicht werden konnte). Es geht um den „Lebensunterhalt“, die „Gründung [einer] Genossenschaft“, die „Eröffnung der bis heute in Betrieb befindlichen“ Bahnstation. **Dann werden „zwei Ereignisse hervor[zuheben]gehoben, die das politische und kulturelle Leben der Gemeinde über Jahrzehnte geprägt haben, und noch bis heute unverkennbar nachwirken“**. Dieser Satz entspricht etwa einem 20tel des gesamten Textes und sagt faktisch ja noch gar nichts, außer dass wichtig ist, was jetzt kommt. Die Beschreibung dieser beiden wichtigen Ereignisse nimmt dann fast ein Viertel des gesamten Textes in Anspruch und bewegt sich auch hier weg von einer faktischen Darstellung der Ereignisse hin zu einer „Selbstoffenbarung“. Faktisch geht es um die **„Inbetriebnahme des Vereinssaales“ vor etwa 40 Jahren**, die begleitet ist von den Worten „unzählige freiwillig erbrachte Arbeitsstunden“, „Heimstätte“, „Grundstein“, „einzigartig“. Das zweite Ereignis ist **„die Wiedererlangung der Eigenständigkeit als selbständige Gemeinde“ vor etwa dreißig Jahren**. Die Worte „zwangsweise“ und „unpopulär“ unterstreichen die Notwendigkeit für einen „aktiv[en], zielstrebig[en] und letztendlich erfolgreich[en]“ Kampf „durch eine Bürgerinitiative“. Dieser „Erfolg“ hat das „Dorf“ (das, wie sich hier nun offenbart, eine eigene kleine Gemeinde ist) „nachhaltig geprägt und zur Entwicklung eines bis in die heutige Zeit präsenten Selbstverständnisses beigetragen“.

Was genau dieses Selbstverständnis ist, wird nicht weiter ausgeführt. Es entstand offenbar durch die Wiedererlangung der Eigenständigkeit. Ist es nun aber das

Selbstverständnis von Eigenständigkeit? Das Selbstverständnis aus eigenem Antrieb etwas schaffen zu können? Die Selbstverständlichkeit von Bürgerinitiativen? Das Selbstverständnis, sich nichts gefallen lassen zu müssen? Das Selbstverständnis über eine eigene Identität? Oder von Unabhängigkeit? Diese Frage bleibt vorerst offen.

Auffallend ist, dass die aus der Statistik ersichtliche Bevölkerungszunahme zeitlich mit dem Ereignis der Eigenständigkeit zusammenfällt.

Der letzte Absatz widmet sich sehr dicht und ohne Ausführungen „weiteren Meilensteinen“, welche alle mit **gemeinsamen Aktivitäten und dem Zusammenkommen von Menschen** in Verbindung gebracht werden können - viele mit neu geschaffenen **Bauwerken**.

Die Teile der alten und neueren Geschichte unterscheiden sich markant. Ist ersterer eher eine Aufzählung, die sich unpersönlich mit Herrschafts- und Besitzverhältnissen und der Erbauung von Gebäuden beschäftigt, vermittelt der zweite Teil das Gefühl von Stolz, auf das Geschaffte. Stolz auch auf die Wirkung, die das Geschaffene hat. **Die Gebäude, die hier erwähnt werden, werden nicht mehr in Zusammenhang mit einer „Herrschaft“ gebracht, sondern mit „Eigentätigkeit“ und Veränderung.** Nicht nur graphisch im Text, sondern vielleicht auch gedanklich, hat ein Umbruch mit der Passage über die und mit der tatsächlichen **Übergabe des Schlosses an die Kleinhäusler stattgefunden.** Nicht mehr anonyme Herrschaft bestimmt ab da das Geschehen (und den Text), sondern „die Kleinhäusler“ - also „Wir“. Die zweite Hälfte des Textes hebt sich deutlich vom Rest ab. Sowohl von der Länge, als auch durch den Aspekt der „Selbstoffenbarung“. Hier wird einem relativ kleinen Inhalt sehr viel Raum gegeben. Und obwohl diese Ereignisse dreißig bzw. vierzig Jahre vergangen sind, und sich der Großteil der Bevölkerung (ich erinnere: die 40-44-jährigen) vielleicht gar nicht mehr erinnert, so haben es diese Sätze doch auf die Homepage geschafft. Dies spricht für eine große **Identifizierung** damit, welche dadurch auch klar angesprochen und **reflektiert** ist.

4.3.1.4 Kontakt und Auswahl der InterviewpartnerInnen

Um eine Auswahl an Interviewpersonen treffen zu können habe ich „direkte Recherchestrategien“ kombiniert mit der Methode eines „Multiplikators“ genutzt (vgl. Kruse 2015:251 f). Ich recherchiere vor Allem auf der Homepage, aber auch in Online-Zeitungsartikeln nach für mich interessanten Personen. Und nähere mich ihnen zunächst über E-Mail und Telefon an. Dieser Schritt ist mühevoll. Als auf keine meiner E-Mails eine Antwort kommt, beginne ich anzurufen. Manche lassen sich überrumpeln und heben ab. Verträsten mich auf einen Rückruf, der dann nie erfolgt. Nur mit großer

Hartnäckigkeit gelingt es mir, Zugang zum Archivar zu schaffen und auch tatsächlich einen Interviewtermin zu vereinbaren. Dieser Kontakt öffnet mir dann auch die Türe zu weiteren InterviewpartnerInnen. Schon durch mich ausgewählt, aber im Weiteren durch ihn vermittelt.

Widerstand, Skepsis gegen das Unbekannte, das von Außen kommt? Hier das erste Mal spürbar. Später in den Interviews noch deutlicher.

4.3.1.5 Topgraphie

Also endlich auch räumliche Annäherung möglich:

Wie so viele Waldviertler Dörfer liegt es gut geschützt vor den rauen Winterwinden der Region in einer Senke. „Geduckt“. Nicht versteckt. Wenn man sich aus der Ferne nähert, sieht man zuerst nur die Spitze des Kirchturms inmitten der Hausdächer hinter einem Feld auftauchen.

Von vier Seiten führen kleinere Landesstraßen in den Ort hinein und verlieren sich im Inneren zwischen verwinkelten Straßen und Gässchen, die sich um den Schlosshügel herumwinden. An einem wirklich kleinen Plätzchen im Ortskern treffen sie aufeinander. Der Marktplatz. Er ist gerade eine Auslassung zwischen den eng aneinander stehenden Häusern. Das Geschäft der Ortschaft befindet sich hier und der Eingang in den **Schlosshof, der wohl als wirklicher Mittelpunkt der Ortschaft** zu sehen ist. Hier ist Raum. Eine Wiese umgeben von Häusern, eine Schule, eine Kirche, auf der anderen Seite eine enge Aussparung, aus der man wieder hinuntergehen kann, in die Enge des Dorfes. „**Nicht offen, sehr geschlossen, umgeben, Nest, Schutz**“ (F2) habe ich in meinen Feldnotizen notiert. Nur mein Wissen lässt mich anhand der Lage und des Grundrisses erkennen, dass es sich um das ehemalige Schloss handelt, das vor etwa hundert Jahren als Wohnort an Kleinhausler übergeben wurde.

In der Tat war der Markplatz wohl früher ein Teil des Schlosses, das abgetragen wurde um Raum und auch Zugang zu schaffen. Zumindest lässt sich dies anhand des Grundrisses und alter Abbildungen des ehemals wohl sehr massiven Schlosses ableiten, aber auch anhand der ungewöhnlichen Ecklage des Zugangs. Ein Eintrag in der Gemeindechronik bestätigt meine Vermutung. 1899 wurden hier drei kleine Häuser abgerissen.

Ein kleiner Bach umfließt an dessen Fuß den Schlosshügel. Hier ist es grüner. Es war wohl früher der Anger, an dem die Bewohner ihre Hühner, Schweine und sonstigen Tiere freilaufen lassen konnten. Der Name Bauernzeile erinnert wahrscheinlich daran. Bahnhof, Sportplatz, Gemeindeamt, Vereinshaus, Teich, Kindergarten befinden sich

etwas außerhalb dieses Zentrums, in dem Enge und Dichte der vorherrschende Eindruck ist. Alles nah beieinander. Auf sehr wenig Raum eigentlich sehr Vieles. Auffallend ist, dass ich keinen Leerstand im Ortskern entdecken kann. Alle Häuser wirken bewohnt und gepflegt. An den vier Einfahrtsstraßen entlang weicht die Dichte einer etwas lockeren Bebauung. Einfamilienhäuser, mit Gärten neueren und älteren Datums.

4.3.2 Die Interviews

4.3.2.1 Methodik

Drei „fokussierte biographiebezogene Interviews“, welche sich durch ihre Offenheit von der Unbeweglichkeit, die durch das reine Abfragen von Informationen entsteht, z.B. von standardisierten Interviews abgrenzen. Aber durch ihr theoretisches Interesse und das vorgegebene Thema auch von sehr offenen Formen wie dem narrativen Interview (vgl. Hopf 2016:8) unterscheiden. Die Grenze verschwimmt jedoch ein bisschen. Da ich zwar keinen schriftlichen Leitfaden einsetze (wie ihn Hopf an der oben genannten Stelle beschreibt), aber durchaus - durch mein theoretisches Interesse geleitet - Zwischenfragen stelle und so auch einen ganz freien Erzählungsverlauf, wie er beim narrativen Interview entsteht, eingrenze. Denn neben dem theoretischen Interesse versuche ich selbstverständlich auch ganz frei, offen und „unwissend“ meinem Gegenüber Raum für Eigenes zu geben und auch unter „den Zugzwang des Erzählens“ zu bringen, mir als „Unwissender“ mehr Informationen zu geben (vgl. Küsters 2009:22). Und auch, wenn ich durch meine Eingrenzungen weit weg von ero-epischen Gesprächen, wie Girtler sie beschreibt (vgl. Girtler 2009:66 f), bin, so sind mir doch andere von ihm genannte Gesprächsgrundsätze sehr wichtig: Meine InterviewpartnerInnen sind mehr als reine Informationsquellen und DatenlieferantInnen für mich. Ich selbst bin Lernende im Gespräch, lasse mich offen, frei und feinfühlig ein auf das, was kommt, und gebe auch etwas von mir. Lasse zu, dass auch ich als Person, aber auch als Forscherin sichtbar werde, ohne zu sehr zu dominieren. „Fragen und Erzählungen im Gespräch kunstvoll miteinander verwoben“ (ebd.:70) Deswegen beginnen alle Interviews auch mit einer Erzählung von mir. Über die Forschung, aber auch über mich, sodass ein fruchtbares Gespräch daraus entstehen kann. Schütze ist mir im Umgang mit den GesprächspartnerInnen etwas zu „konstruiert“.

Meine Rolle als Interviewerin also zwischen Schütze und Girtler. Zwischen Unwissenheit und Verständnis und Einfühlen. Die Gespräche wechselnd, zwischen frei und geleitet,

zwischen mich zurücknehmen und einbringen, zwischen führen lassen und Führung übernehmen. Mit viel Achtsamkeit, Aufmerksamkeit, Respekt und auch Dankbarkeit.

4.3.2.2 Der Archivar - "Ja? Nicht? Ja."

Setting

Mein erster Kontakt im „Dorf“. Der Erste, der auf Anrufe reagiert hat und auch - wenn auch nach mehrmaligem Drängen meinerseits - zurückgerufen hat. Ihn habe ich kontaktiert, weil er in der „Topothek“ auf der Homepage des Dorfes alte Fotos und Aufnahmen der Ortschaft sammelt. Auch ein paar Interviews, auf Film festgehalten, finden sich dort. Diese Beschäftigung mit dem Alten hat ihn für meine biographische Erforschung der Ortschaft besonders interessant gemacht. Er hat mich in seinem Wohnhaus, in seinem Arbeitszimmer, empfangen. Tische und Regale überquellend mit technischem Zubehör, das wohl zur Bearbeitung und Aufnahme von Filmen und Fotos geeignet ist. „Voll“ ist ein Wort, das sich formt. Wir sitzen in Bürostühlen, die **Beweglichkeit** erlauben, zwischen uns kein Tisch. Immer wieder zeigt und holt er etwas. Meist sind es Dinge, bei denen Stolz in seiner Stimme mitschwingt, über das, was er durch viel harte Arbeit und oft auch gegen Widerstand für die Gemeinschaft erreicht hat. Ich empfinde das Gespräch als anregend und befruchtend.

Kurzbiographie

Der Archivar ist ein Rückkehrer. Nach Jahren auswärts in höheren Schulen, Zeit im Internat, Studien- und Arbeitszeit in Wien, ist er wieder heimgekehrt. Er fühlt sich als echter H´er, auch wenn es nach der Rückkehr nicht ganz leicht war im „Dorf“ wieder Fuß zu fassen. Ein Widerstand, den es zu überwinden galt, den ich bei meinen ersten Annäherungsversuchen ins Feld gespürt habe, den auch die Freiwillige beschreibt, und der bei der Wirtin im Interview spürbar ist, und im Bild sichtbar. **Man muss also hartnäckig sein** und darf nicht gleich aufgeben. Das gilt sowohl fürs „Heimkommen“ als auch für Engagement.

Sprache

Manches klingt, als hätte er es bereits öfter erzählt oder bereits lange darüber nachgedacht. An solchen Stellen spricht er ohne Nachdenkpausen, recht zügig, manchmal mit wenig Atempausen. Dann andersherum gefragt, merkt man wie er von seinem Weg abkommt, Worte sucht, nachdenkt, sich mehr von seinen spontanen

Gedanken leiten lässt. Auch über die Bildersuche lässt sich ein Blick in sein Inneres erhaschen. Seine Erzählungen verlaufen linear, manchmal zirkulär, wobei er nie den Faden verliert und immer wieder darauf zurückkommt, wo es begonnen hat. Er ist **unbeirrbar**, schwer vom Weg abzubringen.

Da bei der „Wirtin“ das „nicht?“ so auffallend war, habe ich auch seine Sprache darauf hin betrachtet. Er verwendet „Nicht? Ja? Ja.“ Er ist der **Beweglichste** der Drei, der, welcher am meisten hinterfragt, am meisten ausprobiert, sich auch „vom Dorfdenken“ am meisten abgrenzen will, oft eigene Wege geht. Vielleicht wird das in der Verwendung aller drei Partikel sichtbar.

Themen

Bewahren und Weitergeben

Er fotografiert und sammelt schon sehr lange:

„...habe auch bei uns, in meiner Kindheit entdeckt, dass wir mit alten Fotos sehr schleißig umgegangen sind, wenn die nicht wirklich in ein Album eingeklebt worden sind und irgendwo gelegen sind, dann haben wir große Fotos genommen, dann haben wir auf der Rückseite gezeichnet und dann haben wir die Zeichnungen weggehaut, und es ist irrsinnig viel verloren gegangen.“ (I1: 14-17)

Das „Bewahren“ der alten Dinge für die Zukunft ist ihm wichtig. Nicht nur die Fotos seiner Familie.

„Ich glaube, dass das für die Identität eines Ortes total wichtig ist, dass man die Geschichte den Jungen weitergibt. Nicht nur, dass die Alten sterben mit ihrem Leben, ihrer Geschichte, sondern dass man das der Jugend weitergeben kann.“ (I1:76–80)

Aber sieht auch, dass Neues, frischer Wind von außen nötig ist um, Lebendigkeit zu erhalten.

„Also, ich bin ein Mensch, ich bin seit Kindheit immer weg gewesen, ich war nach der Volksschule im Internat, ich sehe das sehr positiv, wenn man ein bisschen von der Mama wegkommt...“ (I1:455)

„Die Gefahr in so einem Ort ist, wenn jeder bei jedem Verein ist, dass das Ganze oft ein bisschen monoton, einseitig, und es ist oft ein bisschen eine gefährliche Entwicklung, wenn nicht hier und da von Außen auch ein Wink kommt, oder eine Idee kommt, dass die ein bisschen nachdenken, es könnte einmal wer Anderer vorne stehen oder es könnte auch einmal wer Anderer auch was machen.“ (I1:166-169)

„Es braucht Verrückte, die Ideen auf den Tisch werfen und aber nicht gleich den Hut drauf werfen, wenn drei dagegen sind, oder was. Du musst einen gewissen Idealismus haben, das musst du durchziehen, nicht?“ (I1: 343f)

Er hat es oft durchgezogen. Er als einer der „Verrückten“, die nicht aufgegeben haben.

Unabhängigkeit und Zusammenkommen

Er ist sicher eine wichtige Persönlichkeit im „Dorf“, kennt Viele, Viele kennen ihn. Seine Eltern haben ein Gasthaus besessen, in der Gemeindechronik wird einer seiner Vorfahren als „Stammvater“ der weit verzweigten Familie benannt. Seine Familie ist die einzige, die seit über zweihundert Jahren in Besitz eines „Kleinhauses“ im alten Schloss ist. Er ist also in gewisser Weise mitten drin und auch gut verwurzelt, aber Unabhängigkeit ist ihm ein wichtiger Wert, und den verteidigt er auch gegen das „Dorfdenken“

„Ja, das ist so das Dorfdenken. Wenn das Feuerwehrfest ist, muss man aufs Feuerwehrfest gehen, und wenn Pfarrkirchtag ist oder Pfarrfest, müssen wir aufs Pfarrfest gehen, und auf jeden Ball muss man gehen, das ist oft ein bisschen mühsam, nicht?“ (I1:225f)

„...ich habe mich von dem schon ein bisschen distanziert, ich gehe heute nur noch dahin, wo es mir gefällt, als Zwang will ich mich dort nicht hineinsetzen und mich berieseln lassen, wenn ich keine Blasmusik will, will ich keine Blasmusik, das hat nichts Persönliches mit irgendwem zu tun, aber das ist halt einmal so. (I1:210f)

Dieser Wert auch bedeutsam für seinen Lebensweg und seine berufliche Biographie. Immer wieder das Leben überdenken, hinterfragen, Neues ausprobieren und wagen, auch wenn es ein Risiko darstellt:

„...und ich habe gesagt, ich habe keine Ahnung vom Wald und der alte Gutsherr hat gesagt, wenn Sie glauben, Sie können das, dann machen Sie die Forstschule, wenn Sie es nicht können, dann sind Sie wieder weg. Das war für mich sehr riskant, weil ich habe dort (Anm.: an der alten Stelle) glaube ich, um die 40 oder 50 000 Schilling verdient.“ (I1:116-118)

„Meine Lebensphilosophie ist immer, man muss in seinem Leben vier total verschiedene Berufe machen, wo einer mit dem anderen überhaupt nichts zu tun hat, dass man immer wieder was Neues lernt, und dass das einfach interessant ist. Es ist zwar der Försterberuf interessant, aber wenn man vierzig Jahre Förster ist, dann ist man nur vierzig Jahre Förster gewesen. Und ich habe jetzt, vier Berufe habe ich schon hinter mir und jetzt gehe ich dann in Pension.“ (I1:123-126)

Und auch wenn er selbst „kein Wirtshausgeher“ ist und gerne auch seine eigenen Wege geht, beim Fischen und Jagen, so ist ihm das Wissen und die Bedeutung um Begegnungs- und Kommunikationspunkte bewusst.

„...aber wenn die Leute auch miteinander reden sollen, dann brauchen sie eben so Kommunikationspunkte, Treffpunkte wie ein Wirtshaus. Viele Sachen sind verschwunden. Die Milchübernahmestellen gibt es nicht mehr, die sind weg, früher hat es das Bankerl gegeben, ich habe sehr viele Fotos, wo die Leute vor dem Haus sitzen und da ist einer gesessen und dann ist einer vorbeigekommen und die haben geredet miteinander, nicht?

Heute sitzen die Leute daheim, tun fernsehen von sechs Uhr in der Früh bis um Mitternacht, weil es jeden Blödsinn zu jeder Zeit gibt, und keiner redet mehr miteinander.“ (I1:278-282)

Er sieht aber nicht nur die Entwicklung sondern tut auch etwas dagegen. Z.B. hat er eine eigene Tarockierunde ins Leben gerufen. Leute kommen zusammen, spielen Karten, reden und lachen miteinander. **Die Dorfgemeinschaft als Basis für die Entwicklung des Ortes.** Das ist der Grund seines Engagements.

Aber auch seine Projekte gestaltet er lieber unabhängig:

„...da mache ich lieber kein-, also, da mache ich das Projekt auch, aber ohne Förderung und ich brauche mich nicht um das und das kümmern.“ (I1: 483)

„Ich habe einfach so Projekte gemacht, wo ich auf keinen angewiesen war, nicht?“ (I1:162)

„...und habe die Projekte, die ich in H. gemacht habe, fast alle alleine gemacht.“ (I1:164)

Nicht nur seine persönliche Unabhängigkeit ist ihm wichtig. Auch die des „Dorfes“. Individuelle und kollektive Unabhängigkeit als Grundlage, nicht unbedingt um größer zu werden, aber erfolgreich, lebensfähig.

Fazit

Ganz sicher ist er einer der männlichen Impulsgeber des Ortes. Vereint scheinbar Widersprüchliches in sich:

Unbeirrbar und beweglich.

Fort sein und wieder zurückkommen.

Neues ausprobieren und lernen versus Tradition und Heimat.

Unabhängigkeit bewahren und weitergeben, durch Bewusstsein um Identität.

Er hinterfragt, überwindet Widerstände, ist gegen das Dorfdenken, aber nicht gegen das „Dorf“. Das ist ihm wichtig.

4.3.2.3 Die Freiwillige – „Ja.“

Setting

Es war mir wichtig, mindestens eine Frau als Interviewpartnerin zu haben, da weibliches Engagement sich von männlichem unterscheidet (vgl. Backes 2011:73). Auch, dass sie in einem der vergangenen Jahre die Auszeichnung „Waldviertler Freiwillige des Jahres“ erhalten hat, schien mir interessant für meine Forschung. Auf meine Nachfrage hin hat der Archivar den Kontakt vermittelt. „Die Freiwillige“ empfängt mich abends in ihrem Haus am Ortsrand „des Dorfes“. Die sportliche Frau, die, wie sie sagt, bald 50 wird, erwartet mich lachend an der Türe und begrüßt mich mit einem festen Händedruck. Sie

führt mich in ihre Küche, wo wir ums Eck am Küchentisch Platz nehmen. Das Du-Wort wird gleich angeboten. Sie kommt schnell zur Sache.

Kurzbiographie

Sie ist gebürtige H´erin, hat zehn Jahre mit ihrem Mann in Wien gelebt und gearbeitet. Auch sie ist aber wieder zurückgekehrt. Es war notwendig, da sie in der Heimat Verantwortung zu übernehmen hatte, aber auch weil sie sich in Wien nicht wohl gefühlt hat. Obwohl sie im Folgenden über die geographische Lage ihres Dorfes spricht, drückt sie darin auch eine große emotionale Verbundenheit aus: „Wir sind im Herzen“ (I3:303) und „Es ist eben so zentral“ (I3:314). Eine Aussage, die geographisch wohl vom Blickwinkel abhängt, mit dem Waldviertel als Bezugsrahmen jedoch stimmig ist. Sie bestätigt hier den auch von Martina Siedl beschriebenen „Bezugsrahmen“ der WaldviertlerInnen (vgl. Kap. 4.2.2.3). Ihr Mann ist nun Wochenpendler und nur am Wochenende zuhause. Ihre beiden Kinder inzwischen junge Erwachsene, am Sprung weg von zuhause. Sie arbeitet halbtags in der Bezirkshauptstadt. Und der Rest ihrer Zeit ist gefüllt mit Tätigkeiten für die Gemeinschaft und die Familie.

Sprache

Sie hat eine schnelle, lebendige Art zu sprechen, ihr fällt viel ein. Oft erzählt sie lachend. Auch von den Mühen. „Witzig“ eine Beschreibung, die sie manchmal verwendet. Ohne „Punkt und Komma“ fällt mir dazu ein. Auch ihr Leben scheint eine nicht enden wollende Aneinanderreihung von Arbeit und Tätigkeiten zu sein. Ihr Brotberuf ist dabei Nebensache, Schwerpunkt in ihren Erzählungen sind ehrenamtliche, freiwillige, politische, soziale, kulturelle Tätigkeiten im Ort. Immer wieder fällt ihr noch etwas ein. Ihr Mann beschreibe sie als „Workaholic“, „Power“ brauche sie. (I3: 268f)

Das „**Ja**,“. Zu Beginn vieler Sätze. Vielleicht ein Hinweis auf Selbstverständlichkeit ihrer Aussagen. Es fragt nicht. Es bestätigt und unterstreicht vorab. Genauso selbstverständlich wie sie tut und tätig ist.

„**Ich**“: Sie scheut sich nicht, sich zu zeigen, sichtbar für mich im Interview von sich zu erzählen, ihre Meinung und ihre Argumente zu vertreten. Das gilt auch fürs Tätigsein. Sie übernimmt für Alle sichtbar Verantwortung. Aber ihr Tätigwerden entspringt dem „Wir“. Sie tut es für das Wir. Und versucht im „Du“ emotionale Nähe zur Notwendigkeit herzustellen.

„**Wir** haben einen Teich, jetzt bekommen **wir** in ihn in Griff, aber der Teich macht auch viel Arbeit, also bin **ich** dann mindestens zwei Mal am Tag am Teich und da musst **du** dich natürlich drum kümmern...wobei **ich** einen guten Draht zu den Kindern habe, dadurch dass **ich** auch mit ihnen Kindertheater mache.“ (I3:34–37)

„Zum Beispiel haben **wir**...ein Terrassenfrühstück und müssen **uns**...zusammensetzen wer was macht. Klar wenn **du** dabei bist, **ich** mach sicher zehn Mal im Jahr einen Kuchen.“ (I3:218-220)

Themen

Mann/Frau/Erbe

Die Mutter, Hausfrau, der Vater Eisenbahner und Gemeinderat. Die Mutter daheim tätig für Kinder und auch in der Unterstützung der Großmutter, der Vater im Außen. Das Erbe hat sie von ihrem Vater übernommen. Nicht der ältere Bruder, die älteste von drei Schwestern hat ihn im Gemeinderat „beerbt“.

„Nein, aber z. B., war es bei uns so, mit 24 hat mein Vater zu mir gesagt, dass ich in Gemeinderat gehen soll. Ich habe dann gesagt, dass ich mich da nicht auskenne und nicht weiß, was ich da machen soll. Und er sagt, dass das egal ist, wir vor jeder Sitzung alles durchsprechen, und er mir eh sagt, wo es lang geht. Ich wäre jetzt nicht auf die Idee kommen, das ewig mit dem zu diskutieren. Er hat gesagt, du kannst das, du schaffst das, du bist die Richtige, also habe ich das auch gemacht.“ (I3: 382-384)

Initialzündung für ihr sichtbares Engagement sind Anweisungen oder Anregungen von Männern:

„Und wie die Kinder klein waren, mein Mann meinte, du musst schauen, dass du ein bisschen unter die Leute kommst, nur mit den Kindern alleine daheim... Und dann habe ich die Theatergruppen gesucht.“ (I3:44f)

Bei beiden wirkt es aber auch unterstützend, befähigend. Ihre Ressourcen erkennend. Nach dieser Befähigung von Aussen ist sie jedoch „hineingewachsen“ ins Engagement, es habe „klein angefangen“ und sich „eines nach dem Anderen ergeben“ und sich „dann immer mehr entwickelt“. Das ist „einerseits anstrengend“, ein „andererseits“ folgt nie. Manchmal geht es ihr „auch auf die Nerven“, auch wenn wer „meckert“. Aber: „Wer nichts tut kann nicht kritisiert werden.“ (I3:266) Sie nimmt es also in Kauf, weil offensichtlich das „tun“ ihr mehr gibt als ihr das „meckern“ nimmt:

Sie ist eingebunden, „hat einen guten Draht“, „hat irrsinnig viel Spaß“, hat sich „Wissen aneignen“ können durch Zusatzausbildungen, und auch durch Erfahrung. Auch Erfolgserlebnisse geben ihr „dann auch wieder die Kraft um das weiterzumachen.“ (I3:74)

Und aufhören ist keine Option.

„[...]und erstens einmal hab ich mir viel Wissen angeeignet [...] und es ist auch so, dass ich es nach wie vor gerne mache, weil mir das Herz weh getan hätte, wenn dann bei den Sachen irgendwas nimmer so funktionieren würde“ (I3:55-60)

Loslassen, das Erbe weitergeben, scheint schwer. Vielleicht weil es nicht gesichert ist?

„Das ist ja die Frage, die man sich eh stellen kann, wie lange das noch so geht.“(I3:365)

„Deswegen fürchte ich mich auch ein bisschen davor, dass keine jungen Leute mehr nachkommen, wobei man Gemeindepolitik nicht mit Bundes- oder Landespolitik vergleichen kann. In H. läuft es da sicher ganz anders.“(I3:389f)

Auch im weiteren Verlauf wird immer wieder Sorge um die Zukunft spürbar, wobei sie Vieles im gleichen Atemzug auch wieder entkräftet und differenziert, zwischen einer österreichischen Entwicklung und der im „Dorf“. Sorge, dass von außen etwas abfärbt? Es scheint so, als wolle sie durch ihre nicht enden wollende Aufzählung von Tätigkeiten versuchen, das Selbstbild des „Dorfes“ und die Identität zu stärken, um so sicher zu sein gegen Trends von Außen. Also **nicht Abwehr, sondern Stärkung als Mittel zum Erhalt des Lebensraums.**

Fazit

Gleich der erste Satz im Interview auf die Frage nach ihrem Leben im „Dorf“:

„Es ist eigentlich sehr anstrengend sogar.“ (I3:3)

Ab da eine lange Aufzählung an Tätigkeiten, an denen sie für das „Dorf“ teilnimmt, oder die sie initiiert hat. Sie ist im Gemeinderat tätig, in Arbeitskreisen mit der Kleinregionsmanagerin, im Theater auf der Bühne und bei der Organisation, Planung und Leitung von Proben und Aufführungen für Erwachsene und Kinder, beim „Kampf“ um den Erhalt der Volksschule, bei der ÖBB im Fahrplandialog, um die Bahnstation zu erhalten, bei der Spielplatzgestaltung. Aber auch Kuchen backen, Tätigkeit in der Bücherei, am Teich Unkraut zupfen.

Tätigkeiten, bei denen sie ihren Mann steht. Ein, Spruch der Abwehr in mir erzeugt, jedoch was die Geschlechterdifferenz im Engagement betrifft, gut ihre Rolle verdeutlicht. Untypisch für weibliches Engagement, das mehrheitlich im Verborgenen, „in weniger sichtbaren, prestigeträchtigen Bereichen“ wirkt und „gesellschaftlich weniger Aufmerksamkeit“ erfährt. (Backes 2011:73)

Durch ihre ausdauernde Tätigkeit trägt sie viel zum Erhalt und der Weitergabe des dörflichen Engagements bei.

4.3.2.4 Die Wirtin – „Nicht?“

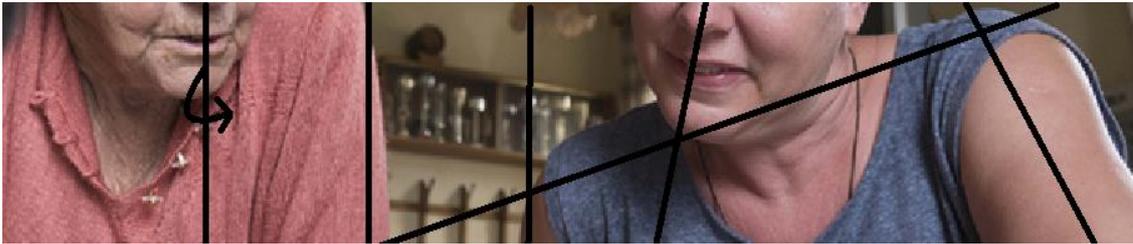


Abbildung 11: V.I.n.r: Eine kleine Zu-Wendung, Haltung, Abstand, der doch vorsichtig überbrückt wird, Hin-Wendung, Zu-Neigung („Archivar“ mit eigener Graphik)

Bildausschnitt

Zwei Welten, die aufeinandertreffen. Die „junge“ Studentin aus Wien und die 92-jährige Wirtin aus dem Waldviertel. Ein spannendes Gespräch, von ambivalenten Gefühlen geprägt. Wenige Erzählphasen, viel Bemühen meinerseits. Dieser Bildausschnitt ist die Essenz, die ich sowohl aus der Tonaufnahme, als auch dem verschriftlichten Gespräch, aber auch der Reformulierung und Analyse dieses Textes gewinnen konnte.

„Ein bissi was zeig ich Dir, aber nicht alles“, scheint ihre Haltung zu sagen. Und genau so viel bekomme ich wohl auch zu sehen. Aber in dem, was nicht gesagt wird, wo die Haltung dennoch bröckelt, liegt fast ebenso viel. Denn was Haltung verwehrt, zeigt sich in ihrer Stimme, ihren Augen, ihren Händen, die sich verschlingen oder gestikulieren. Man kann auch auf den Aufnahmen genau die Stellen hören, an denen ihre Augen blitzen, sie ganz wach und bei der Sache ist, voll Leben und Energie. Aber auch die Stellen, an denen sie sich fast zu langweilen scheint. Dann hört man ihre Finger auf den Tisch klopfen. Dennoch sind auch die scheinbar sperrigen, wenig aussagekräftigen Stellen des Gesprächs in der Analyse die interessantesten und ergiebigsten. **Hinter dem Abstand und der Abgrenzung: Zuwendung. Wenn man dran bleibt, bekommt man sie zu sehen.**

Setting

Den Kontakt verschafft mir der Archivar. Ich erwähne am Telefon, dass ich die Wirtin gerne interviewen würde, von der ich ein Foto auf der Homepage gesehen habe. Ich fand sie als Interviewpartnerin sowohl vom Alter als auch von ihrem Beruf her spannend. Dachte, dass sie als Wirtin, im Zentrum des Dorfgeschehens, viel weiß von Geschichte und Geschichten. Auch hier Ambivalenz. Mitten drin im Geschehen, aber ihr Wirtshaus am Rand, mit Abstand zum „Dorf“, fast abgelegen, und auch die Person hinter ihrer Rolle als Wirtin versteckt.

Sie empfängt mich in ihrer Wirtsstube. Vor einem Jahr hat sie das Gasthaus zugesperrt, das sie so viele Jahre, zuerst mit ihrem Mann und dann mit ihrem jüngeren Sohn, geführt hat. Knödel gekocht und legendären Schweinsbraten, Gäste bewirtet, auch das eine oder andere von ihnen einstecken müssen, Gästezimmer vermietet. Wir nehmen an einem der Tische Platz und sie, ganz Wirtin, fragt uns, was wir trinken wollen, um es hinter ihrer Schank für uns zu bereiten. Der Archivar ist heute bei diesem Gespräch dabei, er hält sich im Hintergrund, nutzt jedoch die Chance meines Interviews, um es für sein Archiv auf Film zu bannen. Ich bin mir der Risiken, aber auch der Chancen, die seine Anwesenheit mit sich bringt, bewusst, und beide werden sich im Laufe des Interviews auch zeigen. Ihr oftmaliges „nicht?“, mit dem sie Sätze beschließt, könnte ihre Suche nach Bestätigung ihrer Aussagen durch den Archivar verdeutlichen, oder aber auch ein Rückversichern sein, ob ich sie auch verstanden habe. (Gleichzeitig macht es aber auch ihre Unsicherheit als Individuum deutlich. Dazu aber später.) Manchmal spricht sie mehr in seine Richtung als in meine, und führt Themen, von denen sie weiß, dass er sie kennt, nicht weiter für mich aus. Hier muss ich nachfragen. Dennoch ist er es, der sie auch gegen Ende des Interviews zu längeren Erzählflüssen animieren kann. Und nur durch seine Anwesenheit konnte ich mit ihr reden. Alleine hätte sie es mir wohl verwehrt.

Durch ihre anfängliche Zurückhaltung werde ich dazu verführt, sehr viele geschlossene Fragen zu stellen, das lädt sie sicher auch nicht dazu ein, sich mehr zu öffnen. Erst als der Archivar am Ende des Gesprächs sich auch ein bisschen einbringt, kommt sie auch in längere Erzählphasen.

Sprache

Ihre Erzählungen, Argumentationen, Beschreibungen, Bewertungen springen zwischen den Formen und auch den Zeiten. Oft ist es so, dass eine Bewertung wie z.B. „Plage“(I2:242) der Auslöser ist für einen zeitlichen Sprung. **Gefühle als „Drehkreuz“ der Geschichten und Zeiten.**

Die Chronologie im Nachhinein durch mich erstellt. Dann erst auch große Lücken erkennbar. Was war vor ihrer Zeit? Die Kindheit: Durch Umzug, Geburt der Geschwister, Mithilfe in der Wirtschaft, und Volksschulzeit markiert. Die Jugend durch selbstgewählte Arbeit, „schiache Zeit“ im und nach dem Krieg. Dann fehlen ein paar Jahre. Markiert einzig durch den Satz

„[...]dann haben wirs uns wieder gerichtet wie wir wollten“ (I2:1229).

Ob Tanz, Theaterspielen in diese Zeit vor ihrer (späten) Hochzeit hineinfallen? Heirat, Gastwirtschaft, Tod des Mannes, viel Arbeit bis jetzt. Der Blick in die Zukunft wenig hoffnungsvoll.

Die meiste Zeit spricht sie von „uns“, erzählt vom „wir“. Besonders durchgängig ist das „Wir“ in der längeren Erzählung über „die Russen“. **Versteckt sich in der Gemeinschaft.** Entweder der des Ortes, der der jungen Frauen, der der Kleinfamilie. Oder hinter dem unpersönlichen „man“. Nur zweimal blitzt länger das „ich“ hervor. Als sie sich nichts gefallen hat lassen von einem Gast, und als sie eine lustige Geschichte erzählt, in der sie ein bisschen vorwitzig war. Auch kurz, als sie den Plan fasst, vor den Russen davonzulaufen. Da blitzt es hervor, das Widerständige, das sonst nur indirekt zu erkennen ist.

Auch das „nicht?“, das sie oft am Ende eines Satzes anfügt, deute ich als Zeichen ihrer Unsicherheit als Individuum. Sie, meinen Fragen ausgesetzt, Fragen die sich um sie und ihr Leben drehen. Die Wirtin gezwungen, hinter der Schank hervorzutreten und sichtbar zu werden. Das „nicht?“, verbunden mit Blickkontakt, auch manchmal an den Archivar gerichtet, Unterstützung suchend.

Themen

„Schön, gut, schiach, gmiatlich“

Sie ist eine sehr emotionale Frau, auch wenn man dies auf den ersten Blick nicht vermuten würde. Aber in ihrer Erzählung wird deutlich, dass es die Gefühle sind, die quasi als Drehkreuz ihrer Geschichten fungieren, um die sich Geschichten spinnen. Und Gefühle werden großteils beschrieben durch obige Begriffe. Für meine Forschung insofern relevant, weil es auch Gefühle sind, die die dörfliche Gemeinschaft beschreiben und das gemeinsame Tun und Leben.

Schön ist die Emotion. (Theater)stücke, Kartenspiel, schön konnte die Zeit sein, schön „das Alte“, in diesem Fall, das was geschafft wurde.

Gut, wenn es auch funktioniert, man sich „verträgt“ und „zusammenhält“. „Gut“ die Ehe, „gutes Ding miteinander“ in der Strickerei gehabt.

Nicht mehr arbeiten zu wollen, zu glauben, das Geld „so“ zu kriegen „führt zu nichts Gutem“.

„gemütlich hergehen“, „a rechte Hetz gewesen“, „alle sind gekommen“. Arbeit gemütlich, weil „ein gutes Ding gehabt“, Arbeit gemütlich, wenn man „zusammenhilft“. Stolz auf die Ortschaft „weil es gemütlich ist“.

„Und wenn es nicht gemütlich ist, machen wir es uns gemütlich!“ (I2:703)

Gemütlichkeit bedeutet gemeinsam Spaß haben, beim Tanzen und Karten spielen, genauso wie beim Arbeiten. Hauptsache „zusammen“. Aber das „gut“ verweist auch darauf, dass es funktionieren muss und das tut es auch, wenn man zusammenhält. Auch andere Stellen des Interviews verweisen darauf, dass die gemeinsame oft auch harte Arbeit als befriedigend erlebt wird, besonders wenn alle zusammen helfen, und es „zusammengespielt“ und „eingearbeitet“ ist. (zb: 787-833)

Schiach konnte die Zeit auch sein, auch „garstige Gäste“ waren schiach. Schiach also Streit vs. gut „vertragen“. „Schiach“ die Zeit, als die Russen da waren. Ganz oft „schiach“ in dieser Erzählung. „Schiach“ auch verbunden mit Angst und Grauen.

Sie ist stolz auf den Ort wegen dieses Attributs. **Und wenn es nicht gemütlich ist, machen sie es sich gemütlich. Nicht sie es sich alleine, sie es sich als Gemeinschaft.**

Wollen, müssen, dürfen, zustehen, sollen und tun

Gleich zu Beginn wird deutlich, dass das „müssen“ vor dem „wollen“ Vorrang hat in ihrer Lebensgeschichte.

„Ich habe keine Wirtin werden wollen. Eigentlich durch Zufall, mein Mann und ich haben uns dann kennen gelernt und haben gar nicht damit gerechnet, dass wir das übernehmen, und dann ist der Vater so schnell gestorben, von ihm und er hat müssen alles übernehmen, nicht?“ (I2:3–5)

Das „Muss“ ist „zugefallen“, hat das „wollen“ abgelöst.

Und meine Nachfrage nach dem „wollen“ wird beantwortet durch das Ergebnis.

A: „Was wollten Sie denn?“ B: „Ich bin in die Strickfabrik gegangen.“ (I2: 17-19)

Das *Wollen* beschrieben durchs *Tun*. *Will* man das was man *tut* also auch? Oder *tut* man das was man *will*?

„Wir haben es uns ja nachher wieder so gerichtet wie wir wollen haben.“ (I2: 1229)

Also doch eher: Man *tut* was man *will*.

Der ältere Sohn ist „ausgestiegen“. Man *darf* auch was Anderes *wollen*. Und es auch *tun*. Es ist also auch möglich etwas *tun zu „dürfen“*. Etwas anderes, als das was naheliegend wäre, nämlich mit einer Gastgewerbeausbildung den Betrieb der Mutter zu übernehmen. Und nicht nur das, die Arbeit *steht einem auch zu*: „Was mir halt zusteht“ (I2: 124) Natürlich schwingt hier auch mit, dass sie Arbeit hat abgeben müssen - ungern. (vgl. I2: 124f) Aber „*zustehen*“ ist auch ein Anrecht. Sie hat dennoch auch noch immer Recht darauf, und sie nimmt es sich auch. Auch wenn sie „spürt“, dass sie „schon oft recht müde ist“ davon, dass sie eigentlich „nicht mehr so viel arbeiten *soll*“.

Müssen, wollen, sollen, dürfen, zustehen, ganz nahe beieinander und eng mit tätig sein verbunden. Besonders „tun“ und „müssen“ sind manchmal fast synonym. Aber weniger als Pflicht, eher etwas das „zufällt“, „sich halt so ergeben hat“. **Müssen und gemeinsames Tun; eine Notwendigkeit, die man annimmt und hineinwächst.** Und die, wenn sie zu Ende geht, einem fehlt. Denn sie gibt einem Platz. Definierter Platz in der Gemeinschaft. **Gemeinsames Tun als Identität, als Zugehörigkeit. Und das ist ein Muss.** Denn jeder braucht seinen Platz in der Gesellschaft. **Identität die stark mit dem gemeinschaftlichen Tun verwoben ist.**

Tun als Sinneswahrnehmung – Tun als Sinn

Besonders berührend finde ich die Sinnlichkeit, die in ihren Worten über die Arbeit und das Tun liegt. Wieder ein Blick hinter den Schutzwall. Ein Abschnitt, in dem es um die viele Arbeit geht, den Schweinsbraten, den alle immer gern gegessen haben, und der dann darin mündet:

„Ja, so ist das halt, und wenn man die Arbeit sieht, und wenn einem die Arbeit schmeckt, dann macht man es.“ (I2:430)

Selbstverständlichkeit des Übernehmens von Arbeit, gepaart mit Stolz über das was sie bewirkt.

A:“Haben sie denn gern gegessen, die Leute?“ B:“Ja sicher!“ (I2: 420)

Händische Arbeit in der Küche, am Feld, in der Fabrik. Das betont sie. Die sie schaffen mussten. Händisch machen mussten. Arbeit, die einem nah ist, körperlich, der eigene Schweiß, die eigene Kraft. Arbeit, die man spürt, auch körperlich.

„Man spürt es schon, dass man nicht so viel arbeiten soll, aber wenn es da ist, dann tut man es.“ (I2:353)

Arbeit die „da ist“, die man auch „sieht“, die einem „schmeckt“, die man spürt und die man „tut“. Arbeit: etwas sehr sinnlich Körperliches.

Fazit

Engagement im Beruf und freiwilliges Engagement werden von der Wirtin kaum unterschieden. Eines wie das Andere: Arbeit und Notwendigkeit. Lohnarbeit um überleben zu können, Engagement in der Gemeinschaft als Übernahme von Verantwortung.

„Wir haben mit ihnen mitgetan, wir sind einverstanden gewesen, dann haben wir arbeiten auch müssen.“ (I2: 746)

Ihre Motive um zu tun, lassen sich am ehesten in den von Olk definierten Typ der „Pflichterfüllung, bzw. moralischen Verpflichtung zum Engagement“ einordnen. (Olk 2011:708) Aber auch „gemeinschaftsbezogene Gründe“ wie sie Böhle (in ebd.:707)

beschreibt (vgl. Kap.2.4.2), lassen sich identifizieren. Durch die Übernahme an Arbeiten für die Gemeinschaft hat sie im sozialen Gefüge des Ortes auch einen Platz. Und das obige Zitat verweist durchaus auch auf gestaltungsorientierte Gründe.

Obwohl „müssen“ und selbst auferlegte Pflichten sehr dominant sind in ihrer Geschichte, scheint es so, als hätte sie dennoch ein schönes, gutes Leben gehabt. Mit ihrem Mann, ihren Söhnen, durch die Arbeit immer mittendrin. Gebraucht, verantwortlich, aktiv. Auch heute noch einen Platz in einer Gemeinschaft. Das ist ihr das Wichtigste.

4.3.3 Die Bilder

4.3.3.1 Methodik

Die Bilder sind mit der dokumentarischen Bildanalyse von Bohnsack ausgewertet. Da ich die Interpretation weitestgehend unbeeinflusst von meinem Vorwissen vornehmen wollte, habe ich die Fotos vor den Texten ausgewertet. Ebenso wie bei der Interpretation von Texten verweist Bohnsack darauf, dass wir, um der „Eigensinnigkeit“ und „Eigenlogik“ der Bilder gerecht werden zu können, uns nicht nur „über das Bild“ verständigen dürfen, sondern uns auf die Suche nach deren „immanenten Sinngehalt“, also der „Verständigung durch das Bild“, machen müssen. Dafür gilt es, jegliches textliche, narrative Vorwissen auszuklammern. (vgl. Bohnsack 2006:46f) Um das erreichen zu können, „gilt es, den - von dem bzw. den Textproduzenten intuitiv selbst hergestellten - Gesamtkontext zu berücksichtigen“ (ebd.:49)

Bohnsack beschreibt dafür folgende Arbeitsschritte:

- Formulierende Interpretation
- Vorikonographische Ebene: WAS ist auf dem Bild dargestellt?
- Ikonographische Ebene: „UM ZU“: Welche Motive unterstelle ich?
- Reflektierende Interpretation: WIE?
- Planimetrische Komposition: Wie wird das Bild durch Farben, Formen, etc. bestimmt?
- Perspektivische Projektion: Welche Kameraperspektive wird eingenommen?
- Szenische Choreographie: Wie sind die AkteurInnen am Bild angeordnet und aufeinander bezogen?
- Ikonische Ebene: Wie lassen sich diese Ebenen auf einen gemeinsamen Nenner verdichten? (vgl. ebd.:54 f)

Besonderen Wert legt Bohnsack auf die planimetrische Komposition. „[Sie] schafft bildinterne, systemimmanente Gesetzmäßigkeiten, ihre eigene formale Ganzheitsstruktur im Sinne einer Totalität.“ (ebd.) Dr. Hampl (Vizekanzler für Lehre an der SFU Wien) war so freundlich, mir seinen neueren Ansatz zur Reflexion der planetarischen Komposition persönlich vorzustellen. Er hat ihn eigentlich für die Analyse von Videos entwickelt, er lässt sich aber auch auf Bilder anwenden. Er nutzt dazu die Algorithmen von Internetsuchmaschinen, die Bilder auf ihre formalen Muster hin untersuchen.

„Dieses wird von der Suchmaschine zuerst mittels technischer Algorithmen auf formale Muster hin (Farben, Formen, Bildaufteilung etc.) untersucht. Auf dieser Basis werden den Nutzer/innen dann Vergleichsbilder vorgeschlagen, die formal ähnlich aufgebaut sind. Der Vorteil dieser Suchmethode liegt darin, dass sie ohne Umweg über die Sprache auskommt und sich rein im Medium des Bildes bewegt“ (Hampl 2017:85)

Mir war es wichtig, neben den Interviews auch Bilder zur Beantwortung meiner Forschungsfrage heranzuziehen, um so die Frage aus verschiedenen Perspektiven beleuchten zu können und einen größeren Blick auf meinen Forschungsgegenstand – das „Dorf“ und sein Engagement - zu bekommen. In der Analyse lag mein Schwerpunkt auf dem „Bankerlfoto“. Diese Dorfaufnahmen haben ergänzt und kontrastiert.

4.3.3.2 Das Bankerlfoto

Kontext

Nach meinem Interview mit dem Archivar habe ich ihn um zwei Bilder gebeten. Das eine sollte eines sein, das ihm besonders am Herzen liegt, „ein besonderer Schatz“ (I1: 506). Die Frage nach einem „besonderen Schatz“ seines Archivs zielte auch darauf ab, ihn ein bisschen besser zu verstehen. Ein bisschen besser hinter seine Worte und Aussagen aus den Interviews blicken zu können und die Ergebnisse aus der Bildanalyse mit seinen Worten ergänzen zu können.

„Ja, ich meine, es gibt viele Fotos, die mir sehr gut gefallen, aber eines ist zum Beispiel eh so eine Bankerlgeschichte (holt das Foto), das ist zum Beispiel, wo war das jetzt? Das da, ist eines von meinen Lieblingsbildern, da sitzen sie, das ist gleich da vorne, das nächste Haus, rechts da, das sind früher Teile noch vom Schloss gewesen, so Wirtschaftsgebäude, das gefällt mir sehr gut, was so das allgemeine Leben so, von H. zeigt.“ (I1: 513-515)

„Na ja, das Bild zeigt für mich gerade das Gegenteil von dem, was heute ist. Das ist scheinbar eher ein Bild, das am Abend aufgenommen worden ist, da sitzen halt die Leute heraußen, warten, bis wer vorbeikommt, die Frauen reden miteinander, dass die Männer immer dabeigekommen sind, das ist vielleicht eher selten, weil, gegenüber ist war Wirtshaus, da waren sicher viele im Wirtshaus, aber man ist einfach heraußen gesessen, und nicht drinnen gesessen und hat in einen Fernseher hineingeschaut, so wie es heute ist. Wenn Sie heute um die Zeit da rundherum fahren, dann-, es gibt auch fast kein Haus

mehr, wo ein Bankerl heraußen steht, das hat sich aufgehört, das steht alles im Garten, dass dich ja keiner sieht, aber so sich präsentieren und schauen, dass wer vorbeikommt und reden miteinander, das gibt es einfach nicht mehr.“ (I1: 528-533)

„Da sitzen sie“ und gleich wieder der Bezug zum Gebäude, Teil des Schlosses, „das allgemeine Leben von H. zeigend. **In einem Satz wird die Verbindung von Menschen, Gebäuden, Schloss und der Identität deutlich. „Das allgemeine Leben“ der Menschen in den von Kleinhäuslern übernommenen Schlossteilen.**

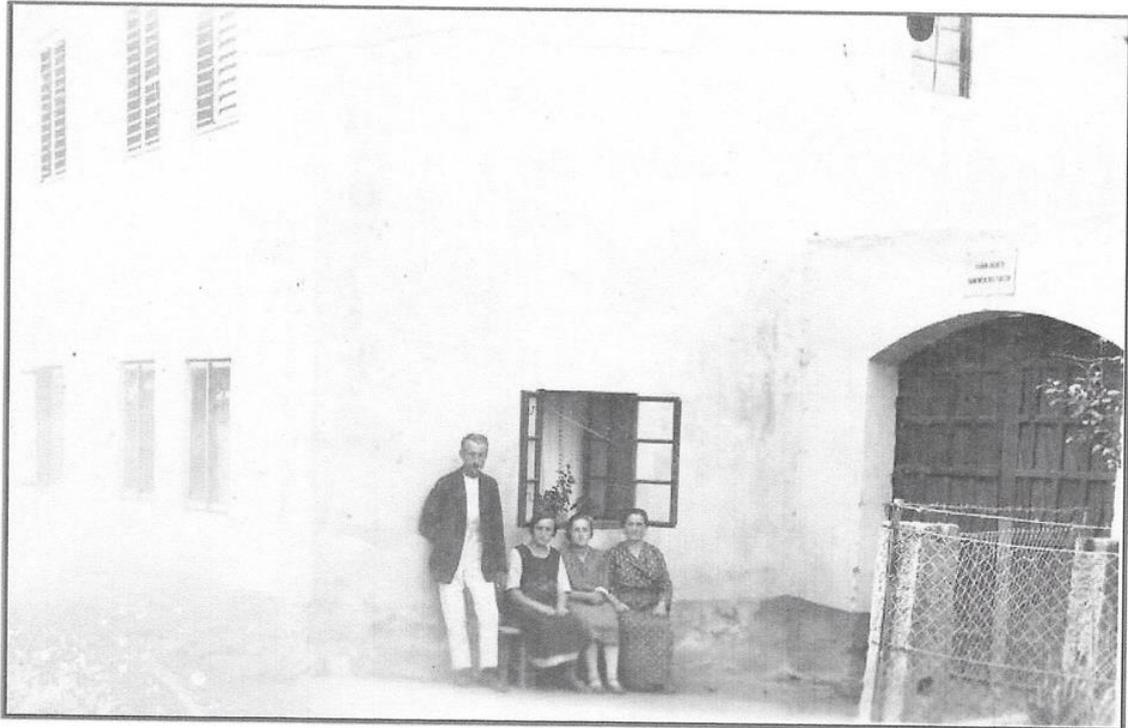


Abbildung 12: Bankerlfoto („der Archivar“)

Es spricht Rührung aus seinen Worten. Über etwas, das einmal war, das Zusammenkommen, das miteinander Reden nach getaner Arbeit. Das Haus als Ort des Rückzugs und das Draussen, als Ort des sich Zeigens, Zusammentreffens, Austauschens, aber auch (Er)Wartens. Aber auch Sehnsucht nach der Einfachheit des Lebens und der Menschen, dem kleinen Glück. Symbol dessen ist das Bankerl, das draussen steht. Ein anderes Foto betrachtend, meint er:

„Das ist auch ein ganz, das gefällt mir auch irrsinnig, das Bild, das ist eine Kleinhäuslerfamilie, die haben zwei Kühe gehabt, ein kleines Feld, und da sind alle vier am Sonntagnachmittag auf dem Bankerl da gesessen,...und haben auf den Mähdrescher gewartet und das ist ja-, die haben wahrscheinlich zwei, drei Stunden gewartet, bis der Mähdrescher endlich gekommen ist und ihr kleines Feld gedroschen hat. Und da sind alle vom Alten bis zum Jetzigen, ich meine, leben tut eh kein einziger mehr, von denen-,“ (I1:545-549)

Zusammenfassung der Analyse

Was sieht nun eine Internetsuchmaschine auf diesem Foto, wenn ich nach „ähnlichen Bildern“ suchen lasse. Wenn ein (zwar vom Menschen geschaffenes) Programm, emotionslos seine Filter über das Bild laufen lässt?:



Abbildung 13: Vergleichsfotos (V1 und V2 aus dem Internet)

Ein Foto, schwarz weiß, historisch, Haus, Menschen davor, eine Schräge oder hohe Perspektivität, Fenster. Gefälle nach rechts unten, hell-dunkel Kontraste, Dunkles von der Mitte ausgehend, Personengruppen nicht ganz mittig, nah beieinander, großes Tor rechts, mehr eckiges als rundes, mehr Unbelebtes, als Belebtes, Häuser die nicht aufs Bild passen, ‚den Rahmen sprengen‘. Menschen mit Bezug zum hinter ihnen stehenden Gebäude, im Freien, der/die Fotografierende in etwa auf Augenhöhe der jeweils größten Person. Es war wichtiger, die Personen gerade abzubilden, als die Gebäude, es wurde die Perspektive der Menschen eingenommen, keine Schnappschüsse, die Personen haben sich fürs Foto zusammen aufgestellt. Und auch, wenn die Frauen am „Bankerfoto“ vielleicht schon zuvor dort gesessen sind, so hat sich zumindest der Mann in Pose gestellt. Dennoch Alltagssituationen. **Posierte Alltagssituationen**. Aber auch wenn die Menschen im Zentrum stehen, so war es doch auch wichtig den Hintergrund, die Gebäude darzustellen, die Beziehung beider. Sonst wäre der/die Fotografierende wohl näher herangetreten. **Gebäude und Menschen. Wir.**

Da der/die Fotografierende im Originalfoto den Mann in den Blick genommen hat und sich eben nicht auf die Ebene der Frauen hinabgegeben hat, und sich im Mann auch Kontraste des gesamten Bildes vereinen (hell dunkel in der Kleidung, eckig und rund in der Haltung, formaleres Gewand, lässigere Haltung), will ich etwas versuchen:

Ich bearbeite das Originalfoto, um festzustellen, welche Rolle der Mann bzw. die Frauen darin einnehmen.



Abbildung 14: Bankerlfoto bearbeitet (eigene Graphik)

Der Mann gibt dem Bild Gleichgewicht, er bringt es ins Lot. Das Gefälle nach rechts unten ist viel stärker ohne ihn, obwohl die Frauengruppe ganz mittig im Bild sitzt. Ohne die Frauen sieht man auch, dass er das Gegengewicht zum Tor ist. Das Fenster einladender ohne die Hüterinnen davor. Der Mann Gewicht. Hüter des Tores und des dahinterliegenden Hofes. Die Frauen Drehpunkt. Hüterinnen des Fensters und des Heims, das dahinter liegt. Das Tor als Eingang, obwohl es verschlossen ist. Das Fenster vermittelt Heimeligkeit, ohne das Fenster wäre das Haus abweisend, nahezu eine Festung, was noch durch den das Tor verdeckenden Zaun verstärkt wird. Das Tor männlich. Ein und Ausgang. Groß. Bedeutend. Geschlossen. Dahinter der Hof. Gerätschaft, Vieh. Das Fenster, das wohl in die Stube führt, weiblich. Nahrung, Wärme. Geöffnet, aber nicht ungeschützt, Heimeligkeit herauslassend, Küchengerüche, Gespräche über die Fensterbank und Leben von draussen hinein lassend. Sonne, die Katze, Geräusche. Männer und Frauen. Unterschiedliche Rollen. **Der Mann mehr Gewicht, Bedeutung, leichter Stand. Die Frauen mehr in der Zahl, Haltung, die Beine fest am Boden.** Das Haus als Heim und Burg. Abweisend, geschlossen, groß, aber auch Schutz bietend, falls dies nötig wäre. Die Bank, die ja gar nicht zu sehen ist, als verlängertes Heim. Sie verlegt das Innen nach Aussen. Gibt dem Aufenthalt vor dem Haus erst Sinn.

4.3.3.3 Die Dorfaufnahmen im Vergleich

Die Bitte um das zweite Foto, hatte den Hintergedanken, dass ich so einerseits auch etwas mehr über ihn erfahren würde, als auch die Möglichkeit hätte, einen Blick auf „das Dorf“ zu erhaschen. Das „Dorf“, wie er es sieht zwar, aber dennoch ein Zipfelchen von dem, wie es vielleicht auch für andere sein könnte. Außerdem hatte ich so die Möglichkeit, die Bilder einander gegenüberzustellen und auch zu kontrastieren. Nach einer Darstellung des „Dorfes“ gefragt, fiel ihm zunächst nichts ein.

„Das ist schwierig, ja. Normalerweise nimmt man Luftbilder, aber das sagt nicht viel aus.“
(11: 559)

Sein erster Impuls, mir ein möglichst umfassendes Bild zu geben. Alle Menschen, alle Gebäude, die ganze Topographie darstellend.

Ein paar Tage später hat er mir die 2 anderen Bilder geschickt.



Abbildung 15: Bankerlfoto im Vergleich zu Dorfaufnahmen („der Archivar“)

Bei der Auswahl der Fotos hat er sich dann für eine umfassende Darstellung der Menschen entschieden. Menschen beim Feiern, oder Zusammenkommen. Auch diese Fotos sind im Freien aufgenommen. Es sind aktuelle Aufnahmen, die Menschen bei einer Feier im Schlosshof und auf einer Wiese mit einem „Stadl“ darstellen. Im Schlosshof sitzen unzählige Menschen auf Heurigenbänken, umrahmt von den Gebäuden des ehemaligen Schlosses. Das andere Bild ist aus der Vogelperspektive aufgenommen, auf unzählige Menschen, die auf einer Wiese auf Strohbällen vor und in einem „Stadl“ sitzen. Beide Bilder sind von den Gebäuden und auch einem Auto und einem Zaun gerahmt. Keiner blickt zur Kamera. Es sind junge und alte Menschen, Männer und Frauen.

Zusammenkommen im Freien. Beschützt durch Häuser. Es ist jederzeit möglich in die Häuser zu gehen, Schutz zu suchen. Häuser als Zuflucht. Haus nicht abweisend, wegen dem offenen Fenster. Dennoch, es ist der einzige Eingang, von den Frauen „bewacht“, von Pflanzen verstellt, der Vorhang zu. Dennoch macht es das Haus offen. Heimeliges kommt heraus.

Zusammenkommen im Freien bedeutet aber auch **Freiheit**. Die Freiheit sich selbst im öffentlichen Raum zu zeigen und ihn einzunehmen. Ich denke hier zB. ans Biedermeier, als die Menschen sich in die Privatheit zurückgezogen haben, weil der öffentliche Raum auch Überwachung bedeutet hat.

Heimeligkeit geschaffen auch durch Stroh und begrenzende Häuser. Auch die dem Fotografen zugewandten Rücken bilden Grenzen, grenzen die Gemeinschaft ein, bilden aus der Gruppen eine Einheit.

Bewohnte Häuser, oder unbewohnter „Stadl“, der belebt wird. Die **Kirche abgeschnitten**. Das ehemalige Schloss von BürgerInnen bewohnt, und nicht mehr als Schloss erkennbar.

Dazukommen: Der Mann (Abb.12), wie vorbeigekommen, lässig lehnt er daneben. Auch die Wiese vermittelt das Gefühl, dass man von links dazukommen kann (Abb.7). Im Schlosshof ist das dazukommen schwieriger (Abb.7). Man muss **eindringen** in die Menge, oder sie am Weg umrunden. Platz an den Tischen ist jedenfalls noch.

4.3.4 Andere Artefakte

4.3.4.1 Die Chroniken



Abbildung 16: Chronik (Streichsbier)

Einen ganzen Tag darf ich in der alten Schulchronik und einer Gemeindechronik schmökern. Beides neben Prospekten, Aktenordnern und Broschüren des Verschönerungsvereins, in einer Vitrine am Gemeindeamt aufbewahrt.

Die Schulchronik (Q5) ein dickes in Papier eingeschlagenes Buch. Der Beginn der Aufzeichnung 1742. In wunderschöner, gestochener Kurrentschrift beginnt die Aufzeichnung mit der „Gründung und Entstehung der Schule zu H.“, In wechselnden Schriftbildern, wird über Jahrhunderte über Unwetter, Naturkatastrophen, hohe Besuche, Kinderkrankheiten, Jubiläen und vieles mehr berichtet. Jedem Direktor (denn es waren durchgehend Männer, sofern ich nichts überblättert habe) war anderes wichtig. Einem scheint es bedeutsam, Familien aufzulisten, die schon sehr lange im Ort leben und über Grund verfügen. Einem anderen, alle Lehrer an der Schule aufzulisten, wieder andere berichten von Diskussionen mit der Schulbehörde oder dem Abschluss eines rotkehligen Seetauchers „...welcher auf seinem Fluge nach Süden von der Flugrichtung abgekommen sei und sich zur Rast niedergelassen haben dürfte.“ 1924 wurde Folgendes anlässlich des Besuches des damaligen Bundespräsidenten in Begleitung des Landeshauptmannes in Gmünd notiert: „Der Bundespräsident gab seiner Bewunderung für die Schönheit des Waldviertels Ausdruck. Landeshauptmann Buresch sagte, dieser schöne Landesteil, in der eine heimatentreue Bevölkerung auf karger Scholle ihr Brot verdiene, sei leider bisher ein vergessener gewesen. Die Landesregierung erachte es als ihre Pflicht dieses schöne Land dem Verkehr zu erschließen um auch diesen Landesteil wirtschaftlich zu erschließen.“ (Q5:1924) **Schon damals die gleichen zwei Erzählungen übers Waldviertel. Schönheit und Armut** - und Versprechungen. Die **geschichtliche Chronik** (Q4) liegt in verschiedenen Versionen in einem Ordner gesammelt auf. Hier sind modernere Abschriften der Pfarrchronik, Schulchronik,

Gemeindechronik gesammelt. Jede Geschichte ist ein bisschen anders erzählt, jede hat andere Auslassungen oder Einfügungen. Sie sind alle neueren Datums und liegen in Kopien vor. Herausgepickt aus der Fülle hier nur:

Im Jahr 1597 kommt es zu einem **Bauernaufstand**, da die Belastungen der Bevölkerung durch den Neubau des Schlosses zu groß geworden sind. Er wurde niedergeschlagen und die Anführer vor den Augen Tausender in Zwettl hingerichtet. (vgl. Q4)

Und ein Ausschnitt einer Vorführung, die anlässlich der 300-Jahr-Feier der Ortschaft als Marktgemeinde, 1966 vorgetragen wurde.

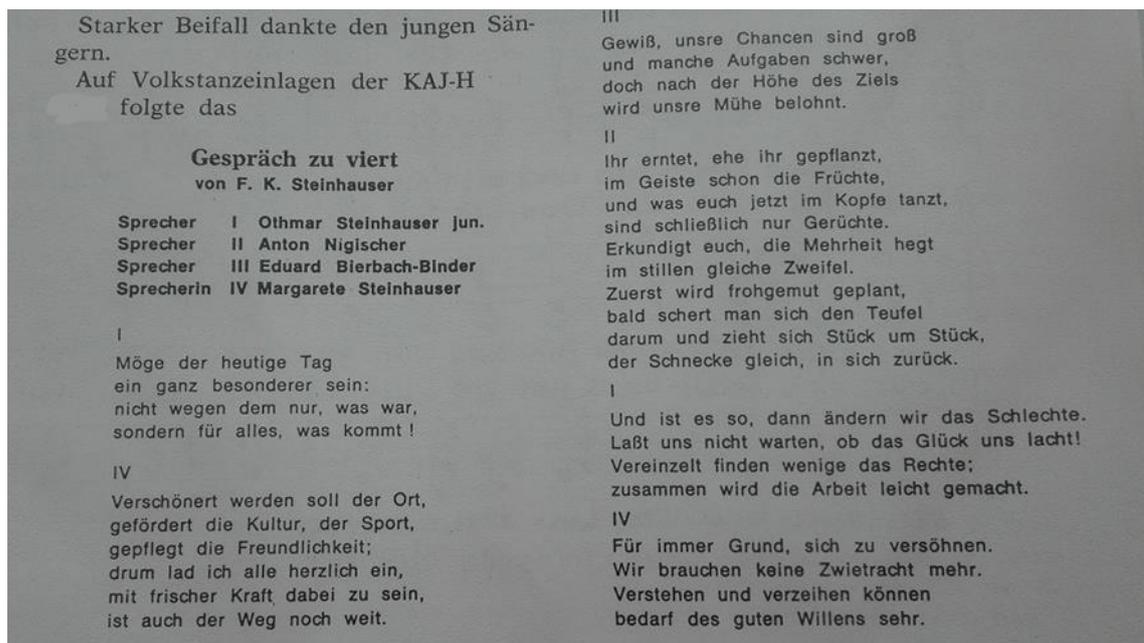


Abbildung 17: Festschrift (Q4)

In weiterer Folge (hier nicht mehr abgebildet):

„Gemeinschaftsleben ist Verpflichtung, „fürs Dorf“ muss die Parole sein, das allgemeine Wohl die Richtung, der Rest spielt sich von selber ein. Verbessern wir, was wir zurzeit verwalten, erwerben wir was der Gemeinde fehlt, versuchen wir vernünftig Schritt zu halten, und meiden wir was nur als Nachteil zählt. Die Herzlichkeit wird plötzlich Blüten treiben und alles fröhlicher von statten gehen, dann wird auch jeder Fremde gerne bleiben und das Vertrauen nicht im Schatten stehen.“ (Q4)

Schon vor dem Bau des Vereinshauses und schon lange vor der erstrittenen Unabhängigkeit der Gemeinde, wird hier zum gemeinsamen tun aufgerufen und dazu, dass man gemeinsam stärker sei, dass es gemeinsam leichter und schöner sei, und dass man so auch etwas erreichen könne. Auch der in die Zukunft gerichtete Blick fällt auf. Es finden sich auch **Themen aus den Interviews hier wieder. Zukunft, Mühe, Arbeit, Zusammen, selbsttätig sein ...**

In all diesen Chroniken liegt noch ein ungehobener Schatz, dessen Sichtung, (Ein)ordnung und Analyse den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Ich durfte einen Blick darauf erhaschen, aber allein dieser war schon sehr aufschlussreich und hat manch andere Erkenntnisse bestätigt, bestärkt oder auch widerlegt.

4.3.4.2 Das „andere Dorf“

In der Beschäftigung mit „lebendigen und zukunftsfähigen“ Dörfern ist mir auch das „andere Dorf“ zugefallen. Zwar im Kleinen durchaus „lebendig“, aber nicht zukunftsfähig. Hier fehlt die von Stüber in Kapitel 4.2.3.1 erwähnte demographische und soziale Ausgewogenheit. Lebendigkeit und Engagement kann kaum Echo erzeugen aufgrund der geringen Bevölkerungsdichte. Als Vergleich und Kontrastierung habe ich dort Feldnotizen teilnehmender Beobachtungen (F1) angefertigt. Erlaubt hat mir dies Erkenntnisse zu Raum und Identität und auch Geschichte und Identität, auf die ich sonst wohl nicht gestoßen wäre. Realisierbar war dies durch eine Wohnmöglichkeit im „anderen Dorf“, in die ich mich immer wieder zum Lesen und Schreiben zurückgezogen habe. Verschweigen möchte ich auch nicht, dass meine Bekanntschaft mit diesem „anderen Dorf“ über die reine Forschung hinausgeht und es hier auch familiäre Wurzeln und Bezüge gibt. Das hat Vieles in Gesprächen erleichtert, aber Manches durch mein persönliches Vorwissen auch erschwert. Hier war es besonders wichtig, mich und meinen Blick „zu verfremden“. Dass es mir wohl gelungen ist, erkenne ich daran, dass ich für mich hier zu durchaus überraschenden Ergebnissen gekommen bin.

Das „andere Dorf“. In einem tiefen Flusstal gelegen, direkt an der Grenze. Die Grenze nur überwindbar über eine Brücke, die Jahrzehnte lang als abgetragenes Stahlgerüst den eisernen Vorhang markiert hat. Auf der anderen Seite, steil aufragend, Berg und Wald. Dunkel, unheimlich, scheinbar menschenleer, „das Ende der Welt“. In der Senke erhebt sich hoch eine Burg über eine Handvoll Häuser, in der heute eine noch überschaubarere Menge an Menschen lebt. Viele Häuser leer oder nur zeitweise bewohnt, nicht wenige dem Verfall preisgegeben. Den Blick kann man kaum in die Ferne schweifen lassen in diesem „anderen Dorf“. Überall trifft er auf Wald, Berg, Fels oder Burg. Man muss den Blick heben um ein Stück des Himmels sehen zu können. **Geschichte und Geschichten, Sagen allgegenwärtig.** Die Burg und „**Herrschaft**“ nicht nur von jedem Standpunkt des Ortes sichtbar, sondern auch **in Köpfen und in Gesprächen noch immer sehr präsent.** Das „andere Dorf“ auch in der Literatur zum Großteil über Grafengeschlechter, Burgherren, die Baugeschichte der Burg

beschrieben. Wenige Versuche, und diese erst aus jüngerer Zeit, das „andere Dorf“ über seine Menschen zu beschreiben. Nachdem "die Gräfin und der Graf" hier nicht wohnen und auch wenig Einfluss auf den Alltag haben und somit als Blickfang für den devoten Blick von "unten" nicht mehr präsent sind, wurde ein anderes "oben" als Pendant erkoren. Die Verwaltung eines "Naturparks", deren Haus auch räumlich über dem Vergleichsdorf liegt.

Die Weltanschauung erfolgt topographisch aber auch hierarchisch von „unten hinauf“. Annähernd gleich viele Häuser wie „das Dorf“, aber nur eine Handvoll Menschen die noch hier lebt. Es gibt einen Greissler, es gibt einen Wirten, es gibt Privatzimmer, etwas Tourismus durch den „Naturpark“, in dem das „andere Dorf“, das eigentlich eine Stadt ist, liegt. Es finden sich ganz im Kleinen auch die „Lebendigkeitskriterien“ von Silke Stüber wieder: Eine kleine Galerie, Infrastruktur, Bildung, gemeinsam nutzbare Räume etc. Aber wenn zu wenige Menschen da sind, um diese Räume zu füllen und zu beleben, ist das „andere Dorf“ zwar vielleicht lebendig, aber nicht zukunftsfähig. Ein sterbendes Dorf, und dennoch schöne Momente hier mit den Menschen, die ich an der Busstation treffe, mit denen ich mich während der Busfahrt unterhalte, am Gartenzaun, beim Mülltonne vor's Haus stellen, beim Greissler, im Bad, das im Sommer Anziehungspunkt auch aus den umliegenden Gemeinden ist. Ich weiß noch, wie erstaunt ich war, im Wartezimmer des Arztes in einem Nachbarort fast alle DorfbewohnerInnen anzutreffen, die ich die Wochen davor kaum zu Gesicht bekommen hatte.

4.4 Abschied aus dem Feld - Auswertung

4.4.1 Geschichte, Geschichten, Identität

Im „Dorf“ (Anm.: H) fällt das Fehlen von alten, mythischen Geschichten und Erzählungen sowie von Sagen, wie es so viele im Waldviertel oder auch im „anderen Dorf“ gibt, auf. Das Schloss, die Wälder, die nahe Grenze, die ländliche Tradition und auch die eigene Geschichte hätten dazu genug Möglichkeiten gegeben. Die vorherrschende Geschichte, die mir von jedem/jeder meiner InterviewpartnerInnen jedoch erzählt wurde, ist die des schon auf der Gemeindehomepage ins Auge stechenden Baues des Vereinssaales, und die der Erreichung der Unabhängigkeit von der Nachbargemeinde. Und auch in Festschriften des Ortes aus den Jahren 2009 und 2016 (Q2 und Q3) sind es diese zwei Narrative, über die der Ort beschrieben wird.

Aber was gab es davor für eine Geschichte, auf der sich die Identität des „Dorfes“ begründet hat? Ein Blick in eine Festschrift von 1966 (Q1) gibt vielleicht Aufschluss: „All unsere Arbeit soll unserer schönen Gemeinde gelten, damit sie noch schöner werde. Wir lieben unseren Ort und sind stolz darauf H's zu sein.“ (Q1) Identität schon damals über Arbeit für die geliebte Heimat geschrieben. Woher diese Liebe, dieser Stolz und die Bereitschaft zu (zumindest Jahrzehnte langer) harter Arbeit kommen, wird jedoch nirgends explizit erwähnt. Dennoch bestätigt die Bezugnahme auf die Gründung der Pfarre und der Volksschule, welche nur durch die Übergabe des Schlosses an die Bevölkerung möglich wurde, meine Vermutung, dass ein großer Teil der Identität sich auf dieses Ereignis begründet. Schon auf der Homepage bildet dieses Ereignis einen Wendepunkt in der Erzählung. Ab da bestimmt „Wir“ das Narrativ. Auch jegliches Fehlen in Interviews und Literatur von herrschaftlichen Geschichten und Sagen, die sich um das Schloss ranken, verweist auf eine andere Sozialisation mit diesem Gebäude, als die des angsterfüllten, bewundernden oder ehrfürchtigen Blickes auf die darin wohnende Herrschaft. Der einzige Abschnitt, den man als alte Geschichte zur Herrschaft werten könnte, ist der folgende:

„Man sieht bei uns in der Kirche (Anm. die im Schloss ist), wo die Herrscher damals den Balkon gemacht haben, der ist zugemauert worden, steht aber leicht vor und da kann man genau erkennen, wo früher die Besseren am Balkon gesessen haben, wenn Messe war.“
(I3:531-532)

Nach Auszug der Herrschaft wurde der Balkon nicht wieder durch „Obere“ besetzt. Es wurde sogar verhindert - durch zumauern. Aber auch nicht ganz unkenntlich gemacht. Der vermauerte Balkon als Symbol einer Rolle, die man ablehnt. Es entsteht Raum für eigene Entscheidung und Gestaltungsmöglichkeiten. Das Schloss und sein Hof werden in allen Interviews, den Bildern sowie den aktuelleren Festschriften nur über die Menschen, die darin wohnen, beschrieben, und über die Menschen, die dort zusammenkommen, um zu feiern, oder über Kinder, die dort in die Schule gehen.

4.4.2 David gegen Goliath

Klein gegen Groß. Kampfmetaphern allgegenwärtig. Hier wird der Mythos von David gegen Goliath neu belebt. Die Kleinen, die Großes schaffen um Unabhängig zu sein.

David: Wir. Das „Dorf“. Auf den Bildern als Menschen, die (im Freien, im Schutz von Gebäuden) zusammenkommen, dargestellt. Wahrgenommen von den BetrachterInnen als Menge. Auf der Homepage beschrieben als Kleinhäusler, in den Interviews als „Wir“.

Das „Dorf“ in Interviews „ist“, „hat“, „war“. „Das Dorf hat was erreichen wollen“ (I1:486). Nicht wir DorfbewohnerInnen „sind“, „haben“, „waren“. DAS DORF. Als Einheit. Schier undurchdringbar, nicht mehr erkennbar als Individuen. Die Gemeinschaft, die groß macht, und es ermöglicht etwas zu erreichen.

Dennoch auch die Identifizierung mit dem Kleinen und Einfachen: den Kleinhäuslern, den Menschen, die in kleinen Häusern im großen Schloss wohnen (Abb.4) oder geduldig auf BankerIn warten, bis der gemeinschaftlich genutzte Mähdrescher Zeit hat, ihr kleines Feld zu dreschen (vgl. I1: 547). Auch die Listenparteien, die immer wieder den Bürgermeister stellen, sind klein im Gegensatz zu den etablierten Parteien. In der Dorfbeschreibung; die ersten Adjektive „klein und überschaubar“ (I3: 285) David - das Dorf, „besser“ (I1:248), „weiter“, „eine von den ersten“ (I1:310), erfolgreicher als Goliath – die Anderen. Das was erreicht wird: „ein großes Stück“ (I2:711)

Goliath: Die „oben“(I3:391), „anderen“, „die aus K“, „die in F. habens schlechter“, die Landesregierung,...

„Das wichtigste Ereignis war sicher das, es hat ja in den, wann war das, in den 80er Jahren hat es ja diese Gemeindegemeinschaften gegeben, nicht? Und da sind ja diese ganzen kleinen Gemeinden zusammengelegt worden und H. ist damals mit K. zusammengelegt worden, das hat natürlich schon fatale Folgen gehabt, weil wenn du heute als Nebenort von einem Hauptort okkupiert bist, dann wirst du auch dort so behandelt, normalerweise. Wir haben grundsätzlich nicht eine besondere Beziehung gehabt zu K., und die haben uns jetzt einvernommen auch noch, und das war damals schon eine besondere Errungenschaft von dem ehemaligen Bürgermeister M., dass der so lange vor dem Verwaltungsgerichtshof gekämpft hat, bis wir wieder eigenständig geworden sind.“ (I1:305-310)

Der Vereinssaal und die Leistung groß, das „Dorf“ klein. **Durch das Kleine wird das Große noch größer** und auch umgekehrt. Stärkung des Selbstbildes und der Identität, in einer verunsichernden Lage.

„Wir waren eine von den ersten Gemeinden, die einen Kanal gehabt haben, es gibt ja jetzt noch immer Gemeinden, die keinen Kanal haben. Es gibt keine Gemeinde in unserer Größe, ich würde sogar sagen im ganzen Waldviertel, die einen so großen Vereinssaal hat wie wir, den wir in Eigenregie damals gebaut haben, den gibt es seit den 70-er Jahren und da ist eigentlich auch immer was los, das gibt es sonst nicht, nicht einmal G. hat so einen Veranstaltungssaal wie wir, nicht?“ (I1: 310-313)

Nichtmal die Großen haben so etwas. Sie waren die Ersten, und das obwohl sie so klein sind. Und sie haben es selbst geschafft. Da können sich die Anderen sogar was anschauen.

„Wenn es da oben auch so schön funktionieren würde, wie es das bei uns tut.“ (I3:391)

„Wie der Herr S. die Topothek aufgebaut hat, das hat relativ viel gekostet, und das hat mich irrsinnig geärgert vom Land, dass das Land das nicht gefördert hat, und da habe ich mit dem Sobotka und Kulturabteilungen wirklich gestritten, bis sie uns dann endlich, ich glaube, als einzige Gemeinde, diese Topothek auch gefördert haben. Und in der Zwischenzeit ist ja das Land selber eingestiegen jetzt, weil das war ja sehr kurzsichtig was sie damals gesagt haben, dass sie da nicht mitmachen, weil so billig zu so einem Archiv kommen sie nie mehr wieder, ja? Und die Topothek ist eine super Geschichte, natürlich braucht man auch Zeit, dass man es befüllt.“ (I1:37-41)

Widerstand gegen Mächtigere, Größere, weil es Sinn macht. Als Kleiner, der aber überzeugt ist von der Richtigkeit des Unterfangens, der sich durchsetzt und auch recht behält. Als Einziger. Auch Stolz spürbar. Auf das eigene Projekt, und dass man diesen „Kampf“ gewonnen hat.

Die Unabhängigkeit und Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, ein Gut, das schon lange weitergegeben wurde.

„Es ist ja nichts weitergegangen“, „Da war Stillstand“ (I3:480). Nicht so, wie man es wollte und so schnell wie man es wollte. Hat einen gehindert am Erreichen von Zielen, Eigentätigkeit gehemmt. „Man“ in dem Fall, das ganze Dorf.

„Es ist ja alles in K. investiert worden, und wenn Du nur so eine Katastralgemeinde bist, dann bist du angewiesen.“ (I3: 470-472)

„H. hat immer was erreichen wollen, ja? Und das, was wir erreichen wollten, da hat man sich selber entschieden das zu machen, aber wenn man dann abhängig ist vom Goodwill des Gemeinderates oder einer anderen Gemeinde...“ (I1:486-490)

4.4.3 Das „Dorf“ und seine Menschen als Heim und Burg

Ich greife hier einen Satz aus der Bildanalyse wieder auf. „Das Haus als Heim und Burg“. Ich denke, dass sich dies auch auf das „Dorf“ und seine Dorfgemeinschaft umlegen lässt.

4.4.3.1 Burg

Wiederkehrende Kampfmethaphern, allgegenwärtig spürbarer Widerstand, das Auftreten des „Dorfes“ nach Aussen als einheitliche Gemeinschaft, die ständig sichtbare und thematisierte Beziehung zwischen Gebäuden und Menschen bestärken diesen Vergleich. Die Einzelnen kaum mehr erkennbar von aussen. Nur untereinander wissen sie um Positionen, Rollen,... Aber nach aussen präsentieren sie sich als Einheit. Sichtbar wird das auch in einer Festschrift aus dem Jahr 2016 (vgl. Q3). Die Überschriften „Das Dorf ist Zusammenleben“, „Das Dorf ist Musik“, „Wir sind das Dorf“.

Der Schutz, der in diesem „Wir“ steckt, ist auch ganz deutlich zu erkennen in einer langen Erzählphase der Wirtin, als sie von der Zeit erzählt, „in der die Russen da waren“, und die für sie (und andere) von Angst und Schrecken geprägt war. Hier herrscht nur das „Wir“ vor. „Wir junge Frauen“. Die sich verstecken mussten, die zu den Russen arbeiten gehen mussten, die Schreckliches mit ansehen mussten, die Anordnungen Folge leisten mussten, aber auch widerständig waren, sich Gedanken über Flucht gemacht, manches verweigert haben, weggelaufen sind. In der Sicherheit des „Wir“ ist auch Widerstand trotz Angst möglich. Es gibt Schutz, hält persönliches Leid auf Abstand.

So spürt man diesen Widerstand, diese Mauer, auch wenn man, so wie ich, von außen ans „Dorf“ herantritt.

„Es ist für einen-, ich meine, ich bin wieder H'er geworden, aber für einen Fremden, der überhaupt keine Beziehung hat zu H., da hineinzukommen ist nicht so leicht. Also, das dauert dann schon sehr lange, bis sich der voll integrieren kann. Da ist es eher sehr hart, in so einer Gemeinde, nicht?“ (I1:179-181)

Aber auch die RückkehrerInnen spüren ihn. Sowohl der Archivar, als auch die Freiwillige erzählen davon.

„Wenn man so lange weg ist, in Wien, ist man dann am Anfang nicht gleich wieder H'er, nicht? Also, das dauert dann schon eine Zeit lang, bis man dann da wieder hineinkommt in dieses gesellschaftliche Leben.“ (I1: 136-152)

„[...] aber das war auch ein bisschen schwierig.“ (I3:117)

Und neue Ideen haben es nicht immer gleich leicht, auch wenn sie aus den eigenen Reihen kommen. Eine Burg als geschlossenes System, das auch Entwicklungen im Inneren genau beobachten und abwägen muss, damit durch unkontrollierbare Entwicklungen ein Überleben nicht gefährdet ist.

„Du musst einen gewissen Idealismus haben, das musst du durchziehen, nicht?“ (I1:334)

„Aber, da hat man natürlich oft auch Niederlagen, aber das ist nicht so tragisch.“ (I1:165)

„Es gibt schon Tage, an denen ich fluche und mir das auf die Nerven geht, aber im Endeffekt mache ich es wieder, weil ich es in Wirklichkeit ja gelernt habe. Ich meine klar, es ist immer ärgerlich, wenn man etwas macht, aber man weiß aber, dass es im Hintergrund vielleicht schon von wem kritisiert worden der sich nicht engagiert. Die Leute hast Du auch. Aber ich sage immer, dass der, der gar nichts macht auch nicht kritisiert werden kann, deswegen lässt mich das eigentlich relativ kalt.“ (I3:264-267)

Der folgende Ausschnitt zeigt deutlich, wie schnell etwas von Aussen (mir, A) fast reflexhaft abgewehrt wird, offenbar ohne vorher genau zu verstehen, worauf ich hinaus will, der Archivar (C) dann aufklärt, und sie (B) es von ihm nehmen kann:

„A: (lacht) Der „Archivar“ hat mir vorher erzählt, in H., da gibt es immer ein paar, die haben ein bisschen verrückte Ideen, und ein paar neue Ideen bringen sie, kennen Sie da auch solche Leute? Die neue Ideen haben?“

B: Nein, die nehme ich gar nicht an.

A: Ah, die nehmen Sie nicht an. (lacht)

B: (lacht)

A: Sie bleiben bei Ihren alten.

B: Ja, sicher.

C: Ja, weil ich gesagt habe, der W. zum Beispiel, war so ein Visionär, der damals, in der damaligen Zeit, den Vereinssaal gebaut hat, für so eine kleine Ortschaft war ja der Vereinssaal eigentlich ein Monsterprojekt und das war halt einer von den Leuten.

B: Wenn der W. nicht gewesen wäre, hätten wir keinen, weil, das hätte keiner in die Hand genommen.“ (I2:718-735)

Sogar beim Engagement muss man manchmal hartnäckig sein, um hineinzukommen. Man kann nicht immer einfach irgendwo mitmachen. Man muss hineinwachsen und manchmal sogar warten bis jemand abgibt. (I2.:751 ff)

Widerstand zeigt sich auch in der immer wieder kehrenden Abgrenzung zur Nachbargemeinde. Es ist die von der sie „okkupiert“ worden sind und von der sie sich in einem „erfolgreichen Kampf“ wohl befreit haben. Diese ambivalente Beziehung zu dem nur 3 km entfernten Nachbarort zeigt sich in Vielem. Der von dort stammende Ehemann der Freiwilligen hatte es schwer, sich im Ort zu integrieren, und über ihre Nichte, deren Freund aus K. ist, „[...] Na ok.“ Und ein Schnauben (I3:348)

„Das war ja dann mit K. ... Irgendwie war das immer witzig“ (I3:459)

Wie sich diese Beziehung, die aber heute scheinbar beim Fußball und im Kleinregionenmanagement gut funktioniert, genau entwickelt hat, konnte ich nicht herausarbeiten, aber es finden sich zahlreiche Hinweise in den Interviews. Die Wirtin berichtet von der Zeit nach dem Krieg, als die „Russen da waren“, und sie und andere Frauen offenbar von einem Kollaborateur des Nachbarortes dorthin zum Arbeiten geschickt wurden. Eine Zeit, die offenbar mit viel Angst und Gräuel verbunden war. All das hat sich abgespielt im Schloss des Nachbarortes. Auch schon in der älteren Geschichte gab es immer wieder ein hin und her um den Herrschaftssitz. Stammen aus diesen Geschichte die ambivalenten Beziehungen zum Nachbarort?

4.4.3.2 Heim

Das Bild der Burg, mit Mauern, die Widerstand und Schutz bieten, beschreibt jedoch nur eine vieler Funktionen. In, an und um eine Burg spielt sich auch Leben ab. Burgen sind auch Anziehungspunkt. Kultureller, sozialer, monetärer Austausch findet dort statt. Sie ist auch Marktplatz und Heim. Geben **Sicherheit, Nähe, Schutz und Möglichkeiten**.

Das sieht man auch auf den Fotos. Umgeben, umfasst, heimelig. Aber auch sicher. Entweder in der Menge, körperliche Nähe am Bankerl, oder durch schutzspendende Gebäude. Natürlich gibt es Schwellen beim Eintritt, es gibt Vorsicht, aber wenn man Beides überwunden hat, dann kann man eintauchen ins Leben dieses Mikrokosmos. Um bei der Methapher zu bleiben: Denn die BurgbewohnerInnen sind auch **angewiesen auf das, was von aussen** kommt. Waren, Ideen, Künstler, potentielle EhepartnerInnen. Und das wissen sie auch (vgl.zB.I1:166-169). Fast klingt das Folgende wie eine Anwerbung für Zuziehende:

„H. ist klein, hat fast alles, was man in so einem kleinen Ort braucht, wir haben noch ein Wirtshaus, es gibt ja sehr viele Ortschaften, die kein Wirtshaus mehr haben, nicht? Wir haben noch ein Geschäft im Ort, wir haben eine Kirche, eine Volksschule und einen Kindergarten, das ist für Jungfamilien einmal das Um und Auf. Verkehrstechnisch liegen wir an der Franz-Josephs-Bahn, ist zwar nicht eine super Anbindung, für den kleinen Verkehr da, aber es ist relativ günstig, die Baugründe sind günstig, die Gegend ist schön. Und die Leute, also ich glaube, wenn man ein bisschen lebendig leben will, dann lebt man da gut. Das merkt man auch an allen, die zugezogen sind, es sind sehr viele Fremde zugezogen, die eigentlich alle sehr gerne da sind. Und es ist auch, arbeitsplatzmäßig ist das Waldviertel nicht so schlecht beieinander, wie es immer besprochen wird.“ (I1:242-248)

Der Archivar und die, die sich immer wieder auch auf Neues einlassen. Dazu lernen, neue Jobs wagen, etwas ausprobieren, etwas riskieren, hartnäckig auch für ihre und die Interessen des „Dorfes“ kämpfen, und dadurch mithelfen, Erstarrung und Sterben zu verhindern. Es fällt auf, auch im Vergleich zu den von Frau Maurer geführten Interviews, dass es die HeimkehrerInnen sind, die sich aktiv und sichtbar einbringen. Die auch Anderes, Neues, Fremdes gesehen und gelernt haben. Durch diese Menschen kommen wichtige, neue, belebende Impulse in den Mikrokosmos zurück. Die Wirtin und viele andere, die sich ausdauernd und selbstverständlich einbringen, die mitmachen. Sich fürs mitmachen entschieden haben (vgl. „die Wirtin“)

Die Wärme, **das Heimelige** sieht man auf den Fotos. Es ist das Heu, der Schutz, das offene Fenster, das Umgebensein vom Schlosshof. Aber das Gefühl der heimeligen Wärme kommt auch in der Sprache zum Ausdruck.

„Man ist gut aufgehoben da“ (I1:277)

„Weil es gemütlich ist“ (I2:700)

„Wir sind im Herzen und deswegen, ich würde da nicht weg wollen“ (I3:303)

Nicht nur geographisch ist diese Bezeichnung gemeint (vgl. Kap 4.3.2.3) **Die Freiwillige hat den Ort im Herzen. Das „Wir“.**

Die **räumliche und auch soziale Nähe** bildet sich ab in den Interviews durch die Worte: „Zusammenleben, zusammen tun, zusammenarbeiten, zusammen machen, zuammen aufwachsen, zusammen setzen, zusammenbringen, Zusammengehörigkeitsgefühl, zusammen legen, zusammen wachsen, zusammenschließen, zusammengespielt, zusammenräumen, zusammenschweissen, zusammenstellen.“

Die räumliche Nähe zueinander ist sehr groß, die soziale auch. Das schätzt die Freiwillige, auch wenn sie weiß dass, das nicht für Alle so ist. Natürlich weiß ein jeder, wenn „man draussen einen Schas lässt“ (I3:292), aber sie mag das, fühlt sich und ihre Familie gut aufgehoben in dieser Gemeinschaft. Sicher ist das nicht für alle so. Dem Archivar wird's manchmal auch zu viel. Und die Wirtin weiß, dass sie die Wahl gehabt hätte „Man weiß schon, dass man nicht so viel tun müsste (Anm: für die Gemeinschaft)“, aber gerade ihr ist der Platz in dieser Gemeinschaft und ihre Rolle darin sehr wichtig. **„Wir“ als Heim, in dem jeder seine Funktion und Rolle hat, und dadurch Identität.**

4.4.4 Gebäude – im Tun zuhause sein

Der Bezug auf Gebäude ist allgegenwärtig. In Gemeindechronik, Homepage, Fotos und auch in den Interviews. Über Gebäude werden Menschen gezählt, über Gebäude wird Bevölkerungswachstum erklärt, Gebäude spielen in der Geschichte des „Dorfes“ eine bedeutsame Rolle, Familienabstammung wird über Gebäude erklärt, die eigenen Gebäude werden erbaut, erweitert, gekauft. Gebäude als Symbol von Geschichte und Identität.

Das bestärkt auch meine Annahme, dass die Übergabe des Schlosses an die Bevölkerung ein zentrales biographisches Ereignis in der Geschichte des „Dorfes“ ist. Ein herrschaftliches Gebäude, das vereinnahmt, angeeignet wird. Vielleicht hat dies die Erklärung von Identität über Gebäude ausgelöst, vielleicht war dies schon zuvor da und hat es bestärkt. Diese Erzählungen von Menschen, die über Gebäude ausgedrückt werden, jedenfalls ein Echo dieses Ereignisses.

„Die ganze Datenbank ist so aufgebaut, dass von jedem-, also, das sind die Hausnummern, da sind die Besitzer, und da sind die Fotos, was halt da dahergekommen sind. Also, ich habe prinzipiell alles genommen. Alles, was irgendwie eine Beziehung hat zu dem Haus.“ (I1:51f)

„A: Sind auch neue Leute noch dazugekommen?

B: Viele. Wir sind an und für sich schon eine der wenigen Gemeinden, wo ständig die Bauplätze zu eng werden.“ (I3:107-109)

„...also ich habe, von der Pieke auf, die Leute immer gekannt. Wir waren Hausnummer 132, als wir dort eingezogen sind, und wir sind eingezogen wie ich eigentlich ein halbes Jahr war. Mittlerweile haben wir über 250 Häuser da, bei uns wird die Hausnummer nach bauen vergeben und dadurch habe ich immer alle Leute gekannt.“ (I3:287-289)

Menschen werden über Gebäude gezählt, identifiziert. Gebäude haben hier den Bezug zur Verbundenheit mit dem Boden, den Martina Siedl den WaldviertlerInnen attestiert (vgl. Kap. 4.2.2.3) und den ich auch in meiner Forschung bestätigt sehe („hart wie Granit“, „Unkraut vergeht nicht“ vgl. F1), nicht nur abgelöst, sondern verstärkt. Gebäude als Sichtbarmachung von Bodenbezug. Steine, die in gemeinsamer Arbeit dem Boden mühsam abgerungen, gespalten, transportiert, geschlichtet wurden. Gebäude als Stärkung der Verbundenheit zum Boden. Als Landmarke. Wie es Burgen und Schlösser in der Gegend ja auch sind. Denn deren Existenz verpflichtet auch, deren Aufgabe wäre vielleicht mit größerem finanziellen Verlust verbunden.

Gebäude als Heim, aber auch als sichtbar gemachtes gemeinsames Tun. Deren Existenz die BewohnerInnen nicht nur verantwortlich macht für deren Instandhaltung und Belebung, sondern auch dazu verpflichtet, die getätigte Nachbarschaftshilfe auszugleichen und so die gemeinschaftlichen Bündnisse verstärkt.

Die Verbindung Heim und Verein - und Tun und Gebäude ist allgegenwärtig.

Der Verein „mein zweiter Wohnsitz“ (I3:12). Auch das überall präsente Vereinshaus, das schon auf der Dorfhomepage bezeichnet wird als „Heimstätte“. Auch hier, das Haus als Heimat des tätig Seins, und als sichtbare *Landmarke* „unzählige[r] freiwillig erbrachte[r] Arbeitsstunden“.

Ich stelle fest: Verein = **tätig sein** = im Vereinshaus = Gebäude = Verbundenheit, **Heimat**, Identifikation. Das bedeutet: Tätig sein = Heimat und somit: **Im Tun zu Hause sein**.

Die **Identität** dieses Dorfes und seiner Individuen in dieser Formel auf den Punkt gebracht.

4.4.5 Männer und Frauen

Mertitokratie, die Herrschaft der Verdienten, sinnvoll in einer Burg, einem kleinen eher abgeschlossenen System, das leicht kollabieren kann. Durch ungewollte Einflüsse von außen oder ungewollte Entwicklungen im Innen. Jemanden anführen zu lassen, von dem man das Gefühl hat, er/sie kann das auch, ist sinnvoll. So geschieht es auch meist im „Dorf“.

In H. waren es bisher Männer, die die Funktion des Bürgermeisters ausgefüllt haben. Oft von Listenparteien, nicht von etablierten Großparteien:

„Und ganz einfach, der Bürgermeister ist der, der wirklich engagiert ist.“ (I3: 356)

„Der der richtige Mann ist. und der was weiterbringt.“ (I3: 360)

„Ein engagierter Bürgermeister ist meiner Meinung nach auch wichtig.“ (I3:350)

In vielen Vereinen Männer an erster Stelle. Impulsgeber, die, die mit den verrückten Ideen (vgl: I1:343) Veränderung auslösen. Querdenker. Dennoch: Frauen bedeutsam, Gemeinderätinnen, tragen viel vom Engagement, arbeiten hart. Frauen: Umsetzerinnen, die sich aus Notwendigkeit heraus engagieren. Aus aktuellen, alltäglichen Problemlagen.

Die Bildanalyse des Bankerfotos schließt hier nahtlos an.

Männer und Frauen einander wie am Bild ergänzend. Beides gesehen und respektiert.

Einzelne Männer in allen Interviews sichtbar. Bewundert, hervorgehoben durch ihre Leistungen. Es scheint so, als ob manche Männer besonders sichtbar wären, und die tägliche, ausdauernde Arbeit der Frauen für die Gemeinschaft nur über Arbeit, Notwendigkeit und Tätigkeiten abgebildet werden würde. Und mir scheint, dass im „Dorf“ selbstverständliches Tun von Frauen ganz normal ist. Kaum jemand würde auf die Idee kommen, es besonders hervorzuheben. Auch das Bankerfoto scheint das auf den ersten Blick zu bestätigen.

Aber: Welche Männer werden hervorgehoben? Nicht alle. Nur die Verdienten. Das sind bei weitem nicht alle, eher die wenigsten. Die meisten reihen sich wohl in die Masse der Frauen ein und arbeiten ebenso unermüdlich und selbstverständlich mit, wie die Frauen. Angedeutet wird das im Interview mit der Freiwilligen, als sie über die Tätigkeiten ihres Mannes spricht.

„Mein Mann ist auch so einer, der das überhaupt nicht mag im Mittelpunkt zu stehen. [...]Der ist eher der, der beim Sportverein etwas macht, wenn etwas zu machen ist, beim Fliesen (Anm.: Fliesenlegen) und Ausmalen hilft er.“ (I3:253)

Natürlich schafft das tägliche Pendeln der (mehrheitlich) Männer und ihre Abwesenheit unter der Woche auch verstärkt Raum bzw. Notwendigkeit für Frauen, daheim tätig zu werden. Was tun mit der Zeit? Mit den Kindern? Man sucht sich Netzwerke, die Bedürfnis nach Nähe und Beziehung erfüllen, nach Gespräch und Austausch und Unterstützung mit den kleinen Kindern bieten.

Und natürlich zwingt es Männer und Frauen verstärkt in diese Rollen: Männer als Impulsgeber, die von Aussen kurz eintauchen, auftauchen, etwas neues mitbringen, aber die tägliche, kontinuierliche Arbeit dazu erbringen die Frauen. Der Mann am Bankerfoto. Wie dazu gekommen. Vom Gasthaus gegenüber, wie der Archivar mutmaßt. Taucht auf, setzt sich in Szene, geht wieder.

Dennoch. Ich will hier auch nicht die Menge der tätigen Männer vergessen, die Seite an Seite mit den Frauen das andauernde Engagement für das „Dorf“ aufrecht erhalten.

In jedem Fall: Arbeit und Einsatz zählen, egal ob bei Männern oder Frauen. Für einen selbst oder bei anderen. In allen Erzählungen ist Freude und Stolz über das selbst oder gemeinsam Geleistete hör- und spürbar. Und auch darüber, was einzelne Andere geschafft haben. Für einen selbst und die Gemeinschaft.

Wichtig: Man darf auch scheitern. Es zählt nicht nur das Ergebnis sondern auch der Versuch. Obwohl dieser Geschäftsmann scheitert, ist er doch als „tüchtig“ angesehen:

„ [...] ein relativ tüchtiger, aber ziemlich a patscherter Geschäftsmann, der sehr viel gemacht hat, aber bei dem sehr viel in die Hose gegangen ist, ja?“ (I1: 53f)

Engagement, ein wichtiger Wert, offenbar im ganzen „Dorf. Die Leitfigur, das Vorbild dazu bisher ein Mann. Aber wie man an der sehr präsenten Freiwilligen sieht, könnte diese Rolle im Wandel begriffen sein. Und auch für die DorfbewohnerInnen spielt diese Unterscheidung Mann/Frau wenig Rolle. Bedeutsamer ist für sie das „Tun“. Egal wer es tut.

4.4.6 Erbe - Tradition

Ganz erstaunlich ist, dass sich während der Interviews herausstellt, dass alle drei InterviewpartnerInnen offenbar miteinander verwandt sind. Nicht eng, aber doch. Das war bei der Auswahl der Personen nicht klar. Ich habe sie „zufällig“ ausgewählt. Anhand von Informationen in Zeitungen und der Homepage. Archiveinträgen etc. Oder doch kein Zufall? Es ist ein kleines Dorf. Irgendwie sind wohl fast alle verwandt. Aber alle drei sind

engagiert. Ganz unterschiedlich, aber doch so, dass ihr Einsatz in den Medien sichtbar gemacht wurde. Wurde hier Engagement familiär vererbt? Weitergegeben? Alle drei weisen in den Interviews ungefragt und sichtlich stolz auf bekannte Persönlichkeiten des Ortes und ihre Verwandtschaft mit ihnen hin. Dieser bewundernde Blick, der Stolz mit dem hier berichtet wird über die "Verdienten", erinnert an die Verehrung andernorts für den Adel, die Herrschaft, etc. Hier sind es jedoch Menschen aus den eigenen Reihen, denen man nahe steht:

„Wenn der nicht gewesen wäre, wir hätten keinen, weil das hätt keiner in die Hand genommen. Ist ein Cousin von mir und von ihm der Schwager, nicht?“ (I2:734)

„Ich bin ja gebürtige E., und wenn man dann so nachschaut, waren die E. da auch immer sehr involviert.“ (I3:466)

„Wenn ich das gewusst hätte ... Ich habe im Keller einen ganzen Ordner davon, was mein Vater damals an Zeitungsausschnitten und allem möglichen aufgehoben hatte, das ist ja auch teilweise durch die Medien gegangen. Und einer der Rädelsführer damals war mein Onkel.“ (I3:504f)

„Ich meine, man hat halt damals nicht so viele große Projekte gebaut, weil auf der einen Seite die Ideenfinder nicht da waren, Leute, die einen Weitblick gehabt haben, hat es ja nicht viele gegeben. Mein Onkel war so einer, der war ja seiner Zeit Jahrzehnte voraus, der hat auch den Vereinssaal da gebaut, den haben alle anderen Leute für verrückt gehalten.“ (I1:336f)

Es war einzigartig und besonders, was sie gemacht haben. Durch den Bezug auf die Verwandtschaft zeigen sie Stolz auf diese Abstammung. Damit nehmen sie dieses Erbe in gewisser Weise auch an. Führen es fort, geben es weiter.

Erbe öfter ein Thema:

Die Wirtin vererbt ihrem jüngeren Sohn das „Arbeiten müssen“. Er ist da, als der Vater stirbt, er springt ein, auch wenn seine Pläne vielleicht andere waren, denn Gastwirtschaft hat er nicht gelernt. Er führt die Tradition des „arbeiten müssens“ fort. Verzichtet lange auf Eigenes. Erst als der Gasthof geschlossen, wird zieht er aus.

Die Freiwillige spricht es auch direkt an, meint, dass Kinder das weiterführen, was man ihnen vorlebt (I3:369). Und lebt es auch so:

„Ich habe (den Kindern) gesagt, sie sollen die und die Rolle spielen, das haben sie dann gelernt und das war auch kein Problem.“ (I3:372)

Beim Archivar kommt das Thema „Erben“ übers „Bewahren“ zum Ausdruck. Er bewahrt Fotos und Interviews auf, um sie weitergeben zu können. Auch die Tarockrunde erfüllt diesen Zweck. Altes bewahren und weitergeben.:

„Nicht nur, dass die Alten sterben mit ihrem Leben und ihrer Geschichte, sondern dass man das der Jugend weitergeben kann.“ (11:79)

Auch die Wirtin sagt:

„Du kannst ja das Alte nicht alles umbringen, das war ja auch schön. Warum sollst du das alles wegtun?“ (12:939)

Ich denke schon, dass Weitergeben von Rollen, Themen und Identität in diesem Dorf eine besondere Tradition hat. Und auch haben muss, wenn Themen wie „gemeinsame Arbeit fürs Dorf“ seit über 50 Jahren (und wahrscheinlich deutlich länger) weitergegeben werden. Erbe muss gesichert sein, damit Wissen weitergegeben werden kann und Verantwortliche loslassen können. Wenn nicht, gehen Wissen und Engagement mit den Engagierten unter. Vielleicht sind das die Sorgen, die man heraushören kann, wenn alle drei Interviewten über die Zukunft sprechen. Ich hätte im „Dorf“ einen eindeutigeren Zukunftsoptimismus erwartet (siehe Kap. 4.2.3.4). Aber alle drei blicken sorgenvoll in die Zukunft. Besonders was das weitere Tätigsein im und für das „Dorf“ betrifft. Der Archivar sieht, dass sich Dinge verändern werden. Aber er ist sowieso der Beweglichste der drei. Er macht sich weniger Sorgen um die Zukunft, als dass ihm der Abschied vom Alten, von dem, was und wie es früher war, schwer fällt.

„Positiv, nein, auf jeden Fall“ „...wird es alles nimmer geben“ (11: 415-421)

Eine gewisse Ambivalenz kann man hier schon herauslesen. Positiv-Nein-Auf jeden Fall. Vielleicht schwingen hier im „Nein“ die gesellschaftlichen Beobachtungen und Entwicklungen, die er sieht, mit Rückzug der Menschen, Verlust von Altem, im „Positiv“ das Gefühl für seinen Ort, und auch Hoffnung, und auch das Wissen um Wachstum des Ortes. Dennoch auch mit aufmerksamer Sorge betrachtet.

Die Freiwillige, die noch keine NachfolgerInnen für ihr Erbe gefunden hat, macht sich Gedanken, wer ihr wohl nachfolgen wird, und ihre Arbeit fortführen kann.

„Das ist ja die Frage, die man sich eh stellen kann, wie lange das noch so geht.“ (13:365)

Und die Wirtin: Das Leben geprägt von Arbeit, die nie weniger geworden ist, sondern immer nur mehr. Aber sie ist noch nicht fertig damit. Auch wenn ihr die Veränderung zu schaffen macht. Sowohl die der Gesellschaft, als auch die Veränderung ihrer Rolle, von einer aktiv Teilhabenden, zu einer Zuschauerin am Rande, die nur mehr wenig eingreifen kann.

„Du kannst ja nicht alles umbringen, das war ja auch schön. Warum sollst du das alles wegtun?“ (I2: 938)

Viel schwingt hier mit. Ihr ganzes Leben. Auch die Leistung, die sie erbracht hat. Ihre absehbare Zukunft, ihr Festhalten am Leben.

Allen Dreien ist die Bedeutung des Erbes und die Verantwortung, die sie dafür haben, bewusst. Daher Achtsamkeit darauf, die sich vielleicht in Sorge ausdrückt, aber nicht unbedingt Pessimismus bedeuten muss. Es kommt Verantwortung für das Ganze zum Ausdruck.

4.4.7 Engagement und tätig sein

Die Wirtin nimmt kein einziges Mal den Begriff Engagement in den Mund. Kein ähnliches Wort. Nicht Ehrenamt, auch nicht freiwillig. Bei ihr heisst es einfach: Arbeit, Zusammenhelfen. Müssen.

Im Zusammenhang mit dem Bau des Vereinssaals, bei dem auf der Homepage die „unzähligen freiwilligen Arbeitsstunden“ hervorgehoben werden, sagt sie: „Wir haben mit ihnen mitgetan, wir sind einverstanden gewesen, dann haben wir arbeiten auch müssen“ Eine bewusste Entscheidung, Verantwortung mitzutragen und zu übernehmen. Selbstverständlich: „Wir haben schon viel arbeiten müssen, aber das haben wir gerne gemacht, das ist für ‚das Dorf‘ ein großes Stück.“ (ebd.:711–717) Der Lohn für diese Arbeit sind der Stolz über die Leistung, das Lob, der Spaß mit den anderen dabei. Und Teil zu sein dieser Gemeinschaft, die einem Identität und Bedeutung bietet.

„Wir sind stolz auf das und ein jeder arbeitet halt. Und es ist ein wenig eine Hetz, du siehst ein wenig mehr, und es ist alles schön eingearbeitet.“

„Man legt sich eh selber so viel Arbeit auf. Man bräuchte ja nicht so viel tun“

Ja, aber man will es. Auch die Freiwillige. Sie beschreibt ihre Tätigkeiten schon als anstrengend. Aber auch für sie ist es selbstverständlich und notwendig:

„Das man nachher zum Aufräumen hingehen muss ist auch klar.“ (I3: 220)

Manchmal ist es auch mühsam, wenn die Leute dagegen sind - aber sie hat Spaß, braucht diese „Power“, hat viel dazu gelernt und lernt noch immer Neues dazu. Das Gestaltende ist das, was ihr am Meisten gibt. Sie kann so ihr Leben gestalten, nach ihren Bedürfnissen.

Beim Archivar ist es die Abwechslung. Er ist Neuem aufgeschlossen und hatte schon öfter den Mut, etwas Neues auszuprobieren.

„A: Wie haben Sie es geschafft, dass Sie da sozusagen wieder voll integriert sind?

B: Ich habe einfach so Projekte gemacht, wo ich auf keinen angewiesen war, nicht?“
(I1:162f)

Also er hat sich übers Tun integriert. Das Tätigsein in der Gruppe, aber auch das alleinige Tun für die Gemeinschaft, ist angesehen.

„A: Und wo kommt das her, so dieser **Wille**, etwas zu **schaffen**?

B: Ja, weil die Leute immer umsonst gearbeitet haben. Das wird noch immer so betrieben, dass dort drüben keine Gewinne ausgezahlt werden unter den Gesellschaftern, sondern dass das alles dort investiert wird und auch kulturell so gearbeitet wird, dass immer was los ist, und dass aber die Gewinne auch wieder in Tontechnik, in Aufzüge, in Behindertengerechtes, ein Musikhaus ist dazu gebaut worden, ein Kleinkunstraum ist dazu gebaut worden, also, da sind schon Leute da, die da wirklich sehr **engagiert** sind. „
(I1:325f)

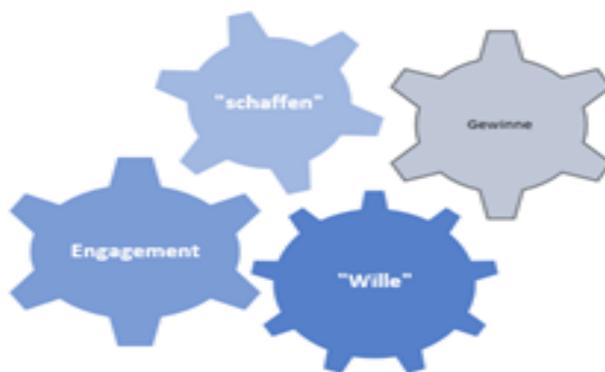


Abbildung 18: Beziehung (eigene Graphik)

Er geht in seiner Antwort nicht auf den „Willen“ in meiner Frage ein. Sondern aufs „Schaffen“. Entsteht aus dem „Schaffen“ der Wille? Oder kommt der eigene Wille vom Engagement? Gewinn wird wieder investiert. Auch der Gewinn, den die

Engagierten haben durchs tätig sein, wird wieder investiert. Ein Kreislauf, eine Beziehung, ein Motor, der sich selbst am Laufen hält.

4.5 Ergebnisse

Wie vorab gezeigt werden konnte, erfüllt das „Dorf“ alle von Stöber (ebd. 2006) genannten Erkennungsmerkmale eines lebendigen und zukunftsfähigen Dorfes. Ein wesentlicher Beitrag dazu ist das vorgefundene Engagement. Doch warum ist das so? Ich erinnere an die am Anfang gestellte Forschungsfrage:

„Welche biographischen Erfahrungen lassen sich in einem Dorf finden, die zu gemeinwesenorientiertem Engagement beitragen?“

4.5.1 Raum, Mensch und Identität

Die Feldnotizen (F1) aus dem „anderen Dorf“ zeigen, dass „herrschaftlicher Raum“, der das Ortsbild ob seiner Mächtigkeit und räumlich sehr erhöhten Lage dominiert, von den DorfbewohnerInnen nie für sich vereinnahmt wurde. Auch in den Köpfen, Sagen, der Literatur über dieses Vergleichsdorf und auch der Alltagskommunikation sind die Herrschaft und das herrschaftliche Gebäude noch immer allgegenwärtig. Der physische Raum der Burg, zu der man den Blick heben muss, alles bestimmend, die von jedem Platz der Ortschaft sichtbar ist. Kein Blick, der in die Ferne schweifen kann, überall trifft er auf Burg oder Berg. Auch Zusammenkommen wird deutlich erschwert. Über die Jahr(hundert)e hat sich das sowieso schon kleine „andere Dorf“, beeinflusst von der Geographie, in zwei "Lager" getrennt. Vorstadt, Altstadt. "Mit de hamma ned gspüt!...de O., de woan in da Mittn, de hom moi mit de anan und moi mit de Ondan gspüt" (Anm.: Familie O. hat geographisch genau in der Mitte gewohnt, auf dem Burghügel, der Vorstadt und Altstadt voneinander trennt) (F1): Begegnung und tätig werden, in einem Lebensraum, der physisch und auch psychisch von "denen da oben" beeinflusst, getrennt, behindert, und damit erschwert wird.

Im "Dorf" hingegen das Schloss inmitten der Ortschaft. Die Geographie hat ein Umschlingen mit Häusern, ein räumliches und visuelles Verwachsen mit dem Ort und seinen Menschen möglich gemacht. Der herrschaftliche Raum kann regelrecht okkupiert werden. Und wird heute als Wohn- und Lebensraum genutzt. Nur aus der Ferne sieht man neben dem Kirchturm einen Giebel herausragen aus dem Dächermeer.

Auch der geographische Raum hat hier also Auswirkung. Auf (Un)möglichkeiten, sich Raum für Begegnung aneignen zu können, was Engagement erleichtern oder auch erschweren kann. Aber wohl auch auf den gedanklichen Raum, sich von "den Obernen" befreien zu können, sich nicht mehr "beherrschen" zu lassen, sondern selbst für sich und sein Leben Verantwortung zu übernehmen.

1597 haben Bauern aufgrund der Belastung durch den Schlossbau den Aufstand gewagt (Q 2). Eingebettet und unterstützt wohl durch die damals in Niederösterreich überall aufwallenden Bauernaufstände (vgl. Moll 2004). Niedergeschlagen und durch öffentliche

Hinrichtung der Anführer beendet. Dennoch, vielleicht hat es hier zu keimen begonnen? Eine Saat, die dann 200 Jahre später, durch den Verkauf und die Aufteilung des Schlosses an Kleinhäusler aufgegangen ist? Dieses Ereignis lässt sich, auch auf der Homepage, in der Beschreibung der Geschichte über den Ort, als Wendepunkt identifizieren (siehe 4.3.1.1). Ab da sind Herrschaft und Obrigkeit kein Thema mehr. Das Wir - die Leute wohnen nun im Herrschaftssitz - hat diesen Raum besetzt und auch die Rolle der Herrschaft eingenommen. Zu Beginn füllen wohl Pfarrer und Schuldirektor, die dort ihren (Wohn)ort haben, die Herrschaftsrolle weiter aus, wurden sie doch von der (kirchlichen und weltlichen) Herrschaft bestellt und konnten so als verlängerter Arm fungieren. Dadurch waren es diese beiden Institutionen, die in der Regel lange nach Beendigung der alten feudalen Strukturen, die herrschaftlich gewachsene Fürsorgestruktur aufrecht erhalten und weiter geführt haben. Ich verweise hier auf Kapitel 4.2.2.4.

Aber wie sowohl eine der Dorfaufnahmen sichtbar macht, auf der der Kirchturm abgeschnitten ist, also nicht ins Zentrum des/der Fotografierenden gerückt ist, als auch die Interviews zeigen, sind heute Schule und Kirche zwar Teil des „Dorfes“, werden geschätzt als Möglichkeit Engagement auszuleben, sind gleichwertig mit anderen Institutionen eingebunden ins Dorfleben, haben aber keine herausragende oder gar Ehrfurcht gebietende Stellung mehr.

Menschen formen Räume und auch Landschaften. Landschaften und Räume formen Menschen. Die Inbesitznahme von anders etikettiertem Raum, der Einzug von Kleinhäuslern in „das Schloss“, kann als weitgreifende Umdeutung dieses Raumes gesehen werden. Ein Schritt, der nicht nur den dörflichen Raum infrastrukturell verändert hat (ein herrschaftlicher Leerstand im Ortskern wird wiederbelebt) sondern auch den Raum des Denkens, des Denkmöglichen, verändert hat. Und so auch die physische Inbesitznahme des Schlosshofs für die DorfbewohnerInnen möglich gemacht hat. Raum für Zusammenkommen, feiern, Nachbarschaft, ein Gemeinschaftsgefühl ermöglichend, auf dem auch Entscheidungen, gemeinsam getragenes Engagement unterstützt wird. Die Inbesitznahme des Schlosses und seines Hofes als Nährboden für selbstwirksame Gestaltung der eigenen Gegenwart und Zukunft.

Ich identifiziere dieses Ereignis als biographisch bedeutsames für das Engagement im erforschten Dorf. Es hat Identität verändert und wirkt dadurch wie andere begünstigende Ereignisse noch heute nach. Dies ist wohl das Selbstverständnis, auf das auf der

Homepage (vgl. Kap. 4.3.1.3) nicht näher eingegangen wird. Das Selbstverständnis, die eigene Geschichte und Zukunft zu schreiben, ja leben zu können.

4.5.2 Weitergabe von Identität

Die Erzählung über dieses Ereignis ist bis heute weitergegeben worden. Es ist abgebildet in einem Satz auf der Homepage und im Interview mit dem Archivar, dessen Familie ja noch einen Teil des Schlosses bewohnt. Aber der Nachklang wird leiser. Die Freiwillige weiß auf Nachfrage davon und die Wirtin wahrscheinlich auch, aber es hat für sie schon weniger Bedeutung, als für den, der noch Bezug dazu hat, durch den Besitz. Die allgegenwärtigen Gebäude in Text und Bild könnten auch noch ein Nachhall dieser Geschichte sein. Andere Ereignisse haben wohl die Identität als eigenständige und selbstverantwortliche und selbsttätige Gemeinschaft aufgenommen und weitergetragen. So z.B. die Rivalität mit dem Nachbarort, der Bau des Vereinshauses, in dem sich noch die Bedeutung von Gebäuden widerspiegelt. Das Schloss als Raum, der in Besitz genommen wird, belebt und bespielt, wird aufgegriffen vom Narrativ um den Bau des Vereinssaales, der „in unzähligen freiwilligen Arbeitsstunden,...“ erbaut wurde und so nun weiter der Identitätsträger geworden ist. Identität muss also erneuert und immer wieder aufgefrischt werden. Dies ist im „Dorf“ geschehen.

4.5.3 Widerstand, Unabhängigkeit und Engagement

Ein Teil des hohen Engagements, der vielen Arbeit, die fast zur Gänze ohne Unterstützung von außen geschafft wird, und die große Vorsicht in Bezug auf Neues von außen, können sicher hergeleitet werden aus einer obrigkeitshörigen Geschichte (vgl. Kap. 4.2.2.4), aus der dieses Dorf es geschafft hat, sich zumindest im Kleinen zu befreien. Ein Dorf, das für sich sorgt, für sich Verantwortung übernimmt und aktiv wird. Diese Unabhängigkeit will man nicht mehr verlieren. Daher muss man sich schützen und wehren. Aus dieser Abwehr entsteht ein großes Aktivitätspotential.

Biographisch betrachtet könnte auch die bereits zuvor gezeigte Abgrenzung gegen das Nachbardorf Engagement gefördert und auf Dauer erhalten haben. „Dagegen sein“ kann aktivieren. Ist in jedem Fall besser als Gleichgültigkeit, oder sich dem Schicksal ergeben. Die in diesem Dorf bereits geübten BewohnerInnen, die ja schon Raum für sich okkupiert hatten, in deren Köpfen, Herzen und Identität schon ein Pflänzchen von Selbstbestimmung und Eigenverantwortung gewachsen war, mögen aus diesem Gefühl der Abwehr Engagement weiterentwickelt haben. Dies mag sich in den 1980-er Jahren

soweit fortgesetzt haben, dass die Dorfgemeinschaft es geschafft hat, eine ungeliebte Gemeindezusammenlegung rückgängig zu machen.

Auch die seit Jahrzehnten gleichen Versprechungen der Politik über Stärkung der Infrastruktur, Förderungen etc., - vor dem Hintergrund der zu Beginn geschilderten Lebensverhältnisse im Waldviertel - die dann doch nie erfüllt wurden, könnten einen Beitrag zu Widerstand und Schutz der eigenen Unabhängigkeit und der eigenen Gestaltungsmöglichkeiten geleistet haben. Karger Boden, wenige Erträge und die Erfahrung, auf sich selbst angewiesen zu sein. Das, was man sich erwirtschaftet hat, musste man schützen. Egal ob Erdapfel oder Unabhängigkeit.

4.5.4 Vielfalt und Homogenität für Engagement einer Gemeinschaft

Es braucht innerhalb einer engagierten Gruppe vielfältige Rollen. Im „Dorf“ sind es die Ideenbringer, die UmsetzerInnen und die Zuarbeitenden. Diese müssen akzeptiert und respektiert sein. Das Bewusstsein um die Notwendigkeit, einander zu ergänzen, ohne Neid, Missgunst und Kampf. Dennoch ist auch eine Identifikation jedes/jeder Einzelnen mit dem Ganzen von Nöten, um die gemeinsamen Ziele zu erreichen. Aber das Ganze, die Gemeinschaft, diese vertraute Vielfalt muss auch regelmäßig aufgefrischt werden. Es ist notwendig, dass Neues von außen immer wieder das Gewohnte auffrischt. Sodass aus Homogenität nicht Monotonie wird. So werden seit Jahrtausenden Kulturen auf oft ritualisierte Weise erneuert. Als Beispiel beschreibt Klaus Taschwer dies in der Tageszeitung „der Standard“, für die bronzezeitlichen Kulturen der Alpen, in denen durch Genanalyse nachgewiesen werden konnte, dass Frauen wesentlich mobiler als Männer waren und so „für den Austausch von Objekten und auch Ideen sorgten“ (vgl. auch Taschwer 2017). Im untersuchten Dorf scheint das so zu sein, dadurch Stillstand verhindernd. Durch neue Ideen ist es möglich, dass Projekte entstehen, welche die vor Jahrhunderten entstandene Identität der Selbsttätigkeit, des gemeinschaftlichen Tuns, immer wieder bestärken und alte, nicht mehr so nahe Erzählungen ablösen und erneuern. So wird die Identität von Initiative und Engagement über Jahrhunderte weitergetragen und weitergegeben.

4.6 Schluss und Ausblick

„Arbeit“ sagt die Wirtin. „Einsatz“ sagt die Freiwillige und „Eigenregie“ sagt der Archivar. Es scheint fast so wie der selbstverständliche Einsatz, den man auch innerhalb mancher Familie finden kann. Selbstverständlich, oft notwendig, anstrengend, unreflektiert, aufgeteilt auf verschiedene Rollen. Vielleicht hat die Überschaubarkeit des „Dorfes“ diesen Effekt. Anders als in großen Gemeinschaften, wo die Aktivierung zu Engagement meist aus einem selbst heraus, aus der eigenen Biographie geschehen muss, sind im „Dorf“ alle eingebettet in eine Gemeinschaft, die „tut“. Man hat die Wahl, wieviel man tut, was man tut, ob man sich mehr oder weniger abgrenzt, aber man ist mittendrin, die ganze Zeit. Engagement als selbstverständlicher Teil der Alltagskultur.

Engagement im „Dorf“ als tätig sein, unbezahlt, zwischen Wohnraum und Arbeitsplatz. Es schließt nicht Eigennutz, Erfüllung von Selbstverwirklichung und eigenen Interessen aus, aber beinhaltet immer auch den Aspekt, von Nutzen für mehrere Andere zu sein. (vgl. auch Emmerich 2012:1)

Engagement im Dorf, das zu zukunftsfähiger Lebendigkeit beiträgt. Ergänzen kann meine Forschung hier die in Kapitel 4.3.2.1 von Silke Stöber genannten Lebendigkeitskriterien für ein Dorf um folgende Punkte:

- Um zu überleben und sich weiterzuentwickeln, bedarf es in Dörfern auch einer **Offenheit für Ideen von außen**.
- **Dorfgemeinschaften benötigen gemeinsame Narrative**, die die Geschichte ihrer Gemeinschaft erzählen und so zur Bildung von eigener Identität beitragen. Selbstbewusste Narrative sind dabei der Zukunftsfähigkeit förderlich.

Das von mir untersuchte „Dorf“ als „Selbsthilfegruppe“ im übertragenen Sinn. Betroffen von Unsicherheit, Zukunftssorgen, allen genannten Problemen des Waldviertels. Die Notwendigkeit, etwas zu tun, die auch aktiv wahrgenommen wird. Ausgelöst auch durch biographische Momente, die es möglich gemacht haben, selbst tätig zu werden. Wie in einer Selbsthilfegruppe schafft „die gemeinsame Betroffenheit schnell ein Gefühl von Verbundenheit und Solidarität und ist wirksame Hilfe gegen Vereinzelung und Vereinsamung“ (Greiwe 2012:291) – wie es in meinem Fall des „anderen Dorfes“ Zerfall von dörflichen Strukturen und deS ganzen Sozialsystems ist. „Selbsthilfe trägt zu längerer Lebensdauer bei“ (ebd.), auch der des Dorfes. Für Selbsthilfegruppen beschreibt Greiwe „In-Gang-setzer“ (Er meint damit aber wohl auch In-Gang-

Setzerinnen) als „hilfreiche Methode der Selbsthilfeaktivierung“ (ebd.:297). Im „Dorf“ sind dies die männlichen Impulsgeber.

In anderen Dörfern könnten dies im Gemeinwesen arbeitende SozialpädagogInnen sein, welche sich der Bedeutung von biographischen Ereignissen für Engagement in der Gemeinschaft bewusst sind und Narrative aufspüren, stärken und nutzen können, für ihre aktivierende, begleitende und ermächtigende Arbeit. Sodass Dörfer wieder lernen ihre Ressourcen zu nutzen, um lebendig und zukunftsfähig zu werden oder zu bleiben.

5 Potenzielle Rolle der Sozialpädagogik

Die in dieser Arbeit gewonnenen Erkenntnisse eröffnen der Sozialpädagogik neue Handlungsfelder und Arbeitsansätze. Im Folgenden wird die potenzielle Rolle der Sozialpädagogik in der Regionalentwicklung, welche als Handlungsfeld der GWA ausgewiesen wurde, beschrieben. Im Anschluss an die Graphik, die die Schnittstelle der beiden Forschungsansätze darstellt, wird die mögliche Rolle von SozialpädagogInnen im Dorf ausgeführt.

5.1 Regionalentwicklung

Doris Maurer, MA

In der Regionalentwicklung geht es um die Entwicklung der Region mit dem Ziel strukturelle Ungleichheiten auszugleichen. In den klassischen Regionalentwicklungsprogrammen liegt der Fokus auf der strukturellen und raumplanerischen Ebene. Obenstehende Analyse wirft die Frage auf: Wie hätten die Regionalentwicklungsprogramme ausgesehen, wenn die handelnden Personen einen sozialpädagogischen Ausbildungs- bzw. Arbeitshintergrund gehabt hätten? Vermutlich hätte der soziale Bereich eine größere Bedeutung, bzw. hätte sich vielleicht die Regionalentwicklung auch anders entwickelt.

Wenn die im Kapitel „Sozialpädagogik“ beschriebenen Handlungsfelder und Handlungsweisen der Sozialpädagogik in die Regionalentwicklung eingebracht bzw. mit ihr verbunden werden, könnte dadurch ein neuer Ansatz für die Regionalentwicklung entstehen.

Ein „sozialpädagogischer“ Regionalentwicklungsansatz könnte die Entwicklung der Region über und durch ihre Einwohner sein, ein Ansatz, bei dem die Menschen in den Fokus der Entwicklung gestellt werden. Eine andere Herangehensweise wäre möglich, bei der die Handlungsfähigkeiten, das Potenzial zur kreativen Lösungsfindung innerhalb der Bevölkerung gestärkt und die nötigen Rahmenbedingungen gemeinsam geschaffen werden. Vernetzung, Aufbau und Erhalt nachbarschaftlicher Beziehungen sowie die Stärkung sozialer Strukturen würden in den Fokus gerückt werden. Indem das

5.2 Dorf

Katharina Streichsbier

Wie Frau Maurer zuvor herausgearbeitet hat, können RegionalentwicklerInnen mit sozialpädagogischer Ausbildung die Verbindung und Zusammenarbeit zwischen RE und **der nicht nur interessierten, sondern ja betroffenen Öffentlichkeit** verbessern. Denn es geht ja nicht nur um Informationsweitergabe, wie die Graphik es darstellt und wie RE leider noch immer oft verstanden wird, sondern um Beteiligung und Partizipation der Bevölkerung. So wird auch die GWA in der RE wiederbelebt. Frau Maurer beschreibt den Einsatz von SozialpädagogInnen in der Struktur, sozusagen im Außen, und ich stelle nun eine mögliche Rolle von SozialpädagogInnen im Innen dar. An der Basis, innerhalb dieser betroffenen und interessierten, aber auch der uninteressierten Öffentlichkeit. Sozialpädagogik und GWA im Dorf.

Einerseits:

Die Menschen befähigend und ermächtigend, Anteil zu nehmen an Entscheidungsprozessen und Entwicklungen, die ihr Leben betreffen, sie zu befähigen, eine eigene Meinung zu bilden und diese zu äußern, ihre Bedürfnisse einzubringen in eine Öffentlichkeit und in ihre Gemeinschaft. Denn wie Frau Maurer bereits dargestellt hat, und auch in Kapitel 2.4.4 sichtbar wird, ist die (ländliche) Bevölkerung es oft nicht gewohnt, sie hat es schlichtweg nie gelernt, an partizipativen Prozessen teilzuhaben. Durch bereits im Vorfeld von Entwicklungsprozessen stärkend arbeitende SozialpädagogInnen könnten RE-Prozesse deutlich belebt werden und die Teilhabe der Bevölkerung daran besser gelebt werden. In Gang gesetzte Prozesse könnten so auch dauerhafter und nachhaltiger wirken und auch nach Ende des Prozesses von der Bevölkerung weiter lebendig erhalten werden.

Durch kontinuierlich in der Region mit der Bevölkerung arbeitende SozialpädagogInnen könnten auch Prozesse von der Bevölkerung selbst in Gang gesetzt werden. Wobei natürlich die Frage zu stellen ist, wie weit eine solche Selbstermächtigung politisch dann auch gewollt ist.

Andererseits:

Nicht nur in Bezug auf Regionalentwicklungsprozesse könnten SozialpädagogInnen im Dorf hilfreich und stärkend sein. Wofür schon im *Community Development*, das sich aus *rural sozial work* entwickelt hat, plädiert wird, kann auch hier gelten: „aktive Beteiligung

von SozialarbeiterInnen an der Gestaltung des Gemeinwesens“ (Wagner / et.al. 2012:46). Die bereits in Kapitel 4.2.2.4 erwähnten „In-Gang-Setzer“ (Greive 2012: 397), welche im untersuchten Dorf aus Eigeninitiative tätig sind, könnten in anderen Gemeinden, wo diese Eigenbewegung und Beweglichkeit fehlen, von professioneller Seite gestellt werden. SozialpädagogInnen, die Prozesse und Entwicklungen vorbereiten und „in-Gang-setzen“. Die nicht (nur) mit Einzelpersonen arbeiten und bestimmten Personengruppen, sondern die Gemeinwesenarbeit für sich entdecken.

Bewusst müssen sich sozial Arbeitende am Land jedoch sein, dass sie hier andere Arbeitsbedingungen vorfinden, als in der Stadt. Durch die Größe des Raumes und der Vielfalt an Menschen und Problemlagen ist sowohl räumlich als auch methodisch eine größere Mobilität und Flexibilität von ihnen gefragt. Aber nicht nur „die Größe unterscheidet Dörfer von Städten, sondern die Art der vorherrschenden sozialen Beziehungen“ (Haussermann 2011:427).

Vertrautheit – Vertrauen – Vertraulichkeit – Verstehen

Diese sind grundlegende Werte aller SozialpädagogInnen, haben aber in ländlichen Gemeinden noch einmal eine andere Bedeutung. Für die Ergebnisse meiner Forschung aus Kapitel 5.4. bedeutet das:

Raum und Mensch

SozialpädagogInnen sind sich der Beziehung zwischen Raum, Mensch und Identität bewusst. Sie können räumliche, soziale und biographische Zusammenhänge und Ressourcen erkennen und fördern. Die regionale Kultur, Tradition, Biographie, Identität und Mentalität sind ihnen **vertraut**, sie können achtsam und respektvoll mit ihnen umgehen und auch darin liegenden Ressourcen erkennen (vgl. auch Penke 2012:26). So wie es z.B. in meiner Forschung das „Bankerl“ ist. Tradierter, vertrauter Raum in der Öffentlichkeit, verlängertes Heim. Das Zusammenkommen wird erleichtert, wenn der öffentliche Raum auch als Heimat gesehen wird (werden darf). Heimat ist der Ort, den man auch mitgestaltet, ein Stück weit miterobert hat. Auf dieses Wissen können SozialpädagogInnen bauen.

Weitergabe von Identität

Identitätsstiftende Biographien können genutzt werden. SozialpädagogInnen kennen die Geschichten ihrer Region und **verstehen**, wie sie gewachsen ist. Sie können fördernde und aktivierende Identitäten vor dem in Vergessenheit geraten schützen und

wiederbeleben. Sie wissen, dass diese Identitäten auch am Leben erhalten werden müssen, durch neue Erfolgserlebnisse, welche die Gemeinschaft selbst als erfolgreich erlebt. Eine ureigenste Aufgabe von Sozialpädagogik: Persönlichkeitsentwicklung, auch in der Gemeinschaft.

Widerstand und Homogenität

Vertrauen durch kontinuierliche Anwesenheit, um nicht immer wieder die Widerstände überwinden zu müssen, die sich aus historisch entwickelter Abwehr gegen institutionelles „Eingreifen“ entwickelt haben.

Durch die Nähe zum Feld ist es besser möglich, die WaldviertlerInnen achtsam und vorsichtig, aber dennoch auch professionell bei der Lösung ihrer Probleme zu unterstützen, ohne, dass sie sich in ihrer Unabhängigkeit angegriffen fühlen. Denn Probleme sind in dieser Region noch immer vorrangig selbst zu lösen (vgl. Siedl 2013:9). Zunächst von betroffenen Familien selber, in weiterer Folge auch von der Gemeinschaft, die bemüht ist, die institutionellen Hilfen „zu ersparen“ (Hintermair in Wagner / et.al. 2012:5). Wenn jedoch bereits Vertrauen aufgebaut ist und die Profession als Teil des Feldes erlebt wird, ist es wahrscheinlich leichter, diese Unterstützung anzunehmen. SozialpädagogInnen haben auch Wissen um die Bedeutung von **Vertraulichkeit**, in diesem Lebensraum, in dem die soziale Kontrolle sehr wirksam ist und achtsam mit Anonymität, Nähe und Distanz, Professionalität und Privatheit umgegangen werden muss.

SozialarbeiterInnen unterstützen die Menschen der Region auch darin, neue Lernerfahrungen, besonders auch in anderen Regionen zu machen, sodass die eigene Region durch neue Impulse, Ideen, Sichtweisen belebt werden kann.

6 Literatur

Aner, Kirsten (2005): „Ich will, dass etwas geschieht“: wie zivilgesellschaftliches Engagement entsteht - oder auch nicht. Berlin: Edition Sigma.

Backes, Gertrud M. (2011): Geschlechterdifferenz im Engagement. In: Olk, Thomas / Hartnuß, Birger (Hg.): Handbuch bürgerschaftliches Engagement. Weinheim: Beltz Juventa.

Bauer, Siegfried (2009): Ansteigende Diversitäten ländlicher Räume? Schlussfolgerungen für die Regionalpolitik. In: Friedel, Rainer & Spindler, Edmund A. (Hrsg.): Nachhaltige Entwicklung ländlicher Räume. Chancenverbesserung durch Innovation und Traditionspflege. VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage. Wiesbaden

Becker, Karl (2010): Regionalmanagement Österreich - Einheit in der Vielfalt. Vorstellung der Regionalmanagementstrukturen. Vortragsunterlagen. Ohne Ort.

Bäumer, Gertrud (1929): Die historischen und sozialen Voraussetzungen der Sozialpädagogik und ihrer Theorie. In: Nohl, H., Pallat, L. (Hrsg.) (1929): Handbuch der Pädagogik, Band 5. Langensalza, S. 3–17.

Behnken, Imbke / Schulze, Theodor (Hg.) (1997): Tatort: Biographie: Spuren, Zugänge, Orte, Ereignisse. Opladen: Leske + Budrich.

Bohnsack, Ralph (2006): Die dokumentarische Methode der Bildinterpretation in der Forschungspraxis. In: Marotzki, Winfried / Niesyto, Horst (Hg.): Bildinterpretation und Bildverstehen: methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Boulet, Jaak / Krauss, Jürgen E. / Oelschlägel, Dieter (1980): Gemeinwesenarbeit, eine Grundlegung. Bielefeld.

Böcher, Michael / Krott, Marx / Tränkner, Sebastian (Hrsg.) (2008): Regional Governance und integrierte ländliche Entwicklung, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Braun, Sebastian (2002): Begriffsbestimmung, Dimensionen und Differenzierungskriterien von bürgerschaftlichem Engagement. In: Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 55–71. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-93263-1_6

Debiel, Stefanie (2012): Professionelles Handeln von SozialarbeiterInnen /SozialpädagogInnen. In: Debiel, Stefanie (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS.

Dillinger, Andreas (2014): Vom Pionierinstrument zur Strategie – und dann? Dissertation. Wien

Dujmovits, Rudolf (1995): Eigenständige Entwicklung in ländlichen-peripheren Regionen. Erfahrungen, Ansätze und Erfolgsbedingungen. Frankfurt am Main

Engelhardt, Michael v. (2011): Narration, Biographie, Identität. In: Hartung, Olaf / Steininger, Ivo / Fuchs, Thorsten (Hg.): Lernen und Erzählen interdisziplinär. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 39–60. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93478-5_3

Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag (2002): Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-322-93263-1>

Fehren, Oliver (2006): Gemeinwesenarbeit als intermediäre Instanz: emanzipatorisch oder herrschaftsstabilisierend? In: Neue Praxis. Ausgabe 06/2006: 575-595

Fehren, Oliver (2008): Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven sozialer Arbeit als intermediäre Instanz. Berlin: edition sigma

Figerl, Jürgen / Fröhlich, Gerald (2015): Meine_Region_Waldviertel_2014.pdf, https://media.arbeiterkammer.at/noe/pdfs/Meine_Region_Waldviertel_2014.pdf [22.11.2017].

Flick, Uwe (2004): Triangulation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-322-97512-6>

Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung: eine Einführung in Praxis und Methoden. 2., überarb. und erw. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl.

FÜRST, Dietrich (1995): Ökologisch orientierte Umsteuerung in Landkreisen durch Regionalmanagement. In: Raumforschung und Raumordnung, 53, 253-259

Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien

Geser, Martin (2005): Gemeinwesenarbeit – frische Triebe am trockenen Ast? In: Sozialarbeit in Österreich (SIO). Ausgabe 2/05. Wien

Geser, Martin (2013): Gemeinwesenarbeit im Handlungsfeld ländliche Regionalentwicklung. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Opladen Berlin Toronto 286-298.

Girtler, Roland (2009): 10 Gebote der Feldforschung. 2. Aufl. Wien: LIT.

Greiwe, Andreas (2012): Selbsthilfe auf dem Lande. In: Debiel, Stefanie (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS.

Grundlagen der GWA in Wien. Ein Positionspapier des Wiener Vernetzungsfrühstücks für Gemeinwesenarbeit. Wien, Juni 2004, Online im Internet: <http://www.partizipation.at/351.html> (3.10.2017)

HAMPL, Stefan (2017): Videoanalysen von Fernsehshows und Musikvideos: ausgewählte Fallbeispiele zur dokumentarischen Methode. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Haussermann, Hartmut (2011): Stadt und Dorfentwicklung. In: Olk, Thomas (Hg.): Handbuch bürgerschaftliches Engagement. Weinheim: Beltz Juventa.

Heintel, Martin (2005): Regionalmanagement in Österreich. Professionalisierung und Lernorientierung. Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, Band 8. Wien

Hering, Sabine (2012): Paternalismus und Gemeinschaftssinn - die Anfänge der Wohlfahrtspflege auf dem Land. In: Debiel, Stefanie (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS.

Hinte, Wolfgang / Lüttringhaus, Maria / Oelschlägel, Dieter (2001): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Reader; Münster

Hofinger, Karl (2007): Prozesse begleiten und beraten. [Buchverf.] Forum Gemeinwesenarbeit Oberösterreich. Sozialraum gestalten. Linz: edition pro mente, 2007.

Hopf, Christel / Hopf, Wulf / Kuckartz, Udo (Hg.) (2016): Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.

Jekl, Konrad (1976): Siedlungsgeschichte. In: Enzenhofer, Wilfried (Hg.): Hardegg und seine Geschichte. Wien: Enzenhofer.

Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung: ein integrativer Ansatz. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen. 2. Auflage. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.

Leibenath, Markus (2001): Entwicklung von Nationalparks durch Regionalmarketing. Europäischer Verlag der Wissenschaften, Peter Lang. Frankfurt am Main S.44

Melinz, Gerhard (2000): Der Wohlfahrtsmix. In: Roessler, Marianne (Hg.): Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement: eine Abgrenzung. Wien: ÖGB-Verl. Sozaktiv.

Netzwerk Zukunftsraum Land LE 14-20 (2017): Was ist LEADER? Online im Internet: <https://www.zukunftsraumland.at/seiten/139> (29.9.2017)

Noack, Michael (2015): Kompendium Sozialraumorientierung. Geschichte, theoretische Grundlagen, Methoden und kritische Positionen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

Nohl, Arnd-Michael (2012): Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis. 4., überarb. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.

NÖ Dorf- und Stadterneuerung – Gemeinschaft der Dörfer (2016): Statuten des Vereins, Lanzenkirchen

ÖAR – Regionalberatung GmbH (2009): Phase 1 1979–1983 Die Vorgeschichte. In: Impulse, online im Internet: http://oearat.web06.vss.kapper.net/wp-content/uploads/Impulse_2009.pdf (10.8.2017)

Oelschlägel, Dieter (2002): Grundlagen der Gemeinwesenarbeit, online im Internet: www.quarternet.de (1.10.2017)

Olk, Thomas (Hg.) (2011): Handbuch bürgerschaftliches Engagement. Weinheim: Beltz Juventa.

Olk, Thomas (2011): Qualitative Forschung. In: Olk, Thomas (Hg.): Handbuch bürgerschaftliches Engagement. Weinheim: Beltz Juventa.

Olk, Thomas / Reim, Daphne / Schmithals, Jenny / Gensicke, Thomas / Olk, Thomas / Reim, Daphne / Schmithals, Jenny / Dienel, Hans-Liudger (Hg.) (2009): Qualitative Studie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91638-5_4

ÖROK, Österreichische Raumordnungskonferenz, Stichwort: Raumordnung in Österreich. Online im Internet: <http://www.oerok.gv.at/die-oerok/raumordnung-in-oesterreich.html> (8.7.2017)

ÖROK, Österreichische Raumordnungskonferenz, Stichwort: EU-Strukturfonds in Österreich 2000-2006. online im Internet: <http://www.oerok.gv.at/eu-regionalpolitik/eu-strukturfonds-in-oesterreich-2000-2006.html> (29.9.2017)

Paulo, Freire (1984 [1970]): Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit. Reinbeck bei Hamburg

Penke, Swantje (2012): Ländliche Räume und Strukturen - mehr als eine Restkategorie mit Defiziten. In: Debiel, Stefanie (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS.

Podborsky, Vladimir / Bistricky, Jan / Panek, Jaroslav / Trapl, Milos / Burger, Hanna / Bartoněk, Antonín (Hg.) (1993): Kulturführer, Waldviertel, Weinviertel, Südmähren. Wien: Deuticke.

Raumordnung Niederösterreich (2016): Raumordnung und Regionalpolitik in Niederösterreich, Land Niederösterreich, online im Internet: <http://www.raumordnung-noe.at/index.php?id=6> (11.5.2016)

Regionalmanagement Niederösterreich (2007): Leitbild Regionalmanagement Niederösterreich, PDF

Rohrmoser, Anton / Rohrmoser, Anton (Hg.) (2013): Gemeinwesenarbeit im ländlichen Raum: zeitgeschichtliche und aktuelle Modelle aus den Bereichen Bildung, Kultur, Sozialarbeit und Regionalentwicklung. 2. Aufl. Innsbruck: Studien-Verlag

Rosenthal, Gabriele (2009): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften

Schätzl, Ludwig: Theorien der endogenen Entwicklung. In (ders.): Wirtschaftsgeographie 1. Theorie. 6. Aufl. (UTB 782), Schöningh. Paderborn/München/Wien/Zürich, 1992, S. 148-151.

Schawerda, Peter: Die Geburt der niederösterreichischen Dorferneuerung. In: Leben in Stadt und Land. Das Magazin für Dorf- und Stadterneuerung in NÖ. Ausgabe Sommer 2017, Horn

Scheer, Günter / Baumfeld, Leo / Bartl, Hubert (1998) Regionalmanagement in Österreich. Eine Zwischenbilanz im Auftrag des Bundeskanzleramtes. Erster Entwurf, März 1998. Wien.

Siedl, Martina (2013): Werte im Raum als Segment individueller Identitätskonstruktion: Peripherer Lebensraum am Beispiel Waldviertel. In: soziales_kapital. Nr. 0, Jg. 10. <http://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/303>

Sing Eva (2009): Heimgartner Arno (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit in Österreich. 1. Aufl. Graz: Grazer Universitätsverlag, Leykam

Sinz, Manfred (2005): Region. IN: ARL (Akademie für Raumforschung und Landesplanung) (Hrsg.): Handwörterbuch der Raumordnung. ARL. Hannover. S. 919

Schley, Eric (2007): Geschichte der professionellen Gemeinwesenarbeit. Dresden, Grin Verlag.

Schnee, Renate (2005): Gemeinwesenarbeit. Ein „Medikament“ mit erwünschten Nebenwirkungen. In: Sozialarbeit in Österreich (SIO). Ausgabe 2/05. Wien

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13 (1983), 3, pp. 283-293. URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147>

Schwarz C., Voß B. (2001) Gemeinwesenökonomie — Fortbildung in einem neuen Berufsfeld. In: Alisch M. (eds) Stadtteilmanagement. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

Sora (2016): SORA Institute for Social Research and Consulting: bpw16_wh, <http://www.sora.at/themen/wahlverhalten/wahlanalysen/bpw16-wh.html> [19.12.2016].

Spitzzy, Christine / Roessler, Marianne (Hg.) (2000): Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement: eine Abgrenzung. Wien: ÖGB-Verl. Sozaktiv.

Statistik Austria (2017): Statistik Austria - Gemeinden, <http://www.statistik.at/blickgem/gemDetail.do?gemnr=30917&gemnam=H+%28Nieder+C3%B6sterreich%29> [12.11.2017].

Steinke, Ines (2007): Qualitätssicherung in der qualitativen Forschung. In: Kuckartz, Udo / Grunenberg, Heiko / Dresing, Thorsten (Hg.): Qualitative Datenanalyse: computergestützt: Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 176–187. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90665-2_11

Stoik, Christoph (2016): Von der Gemeinwesenarbeit zur „sozialraumorientierten Verwaltungsmodernisierung“: Wolfgang Hinte. In Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Opladen Berlin Toronto 286-298.

Stock, L. (2004): Gemeinwesenarbeit in Ostdeutschland. In: Odierna, S.; Berendt, U.: Gemeinwesenarbeit. Entwicklungslinien und Handlungsfelder. Neu-Ulm 341 - 352

Stöber, Silke (2006): Lebendige Dörfer in Brandenburg - Bürgerbeteiligung im Alltag. https://daten2.verwaltungsportal.de/dateien/seitengenerator/studie_lebendige_doerfer_kurz.pdf

Taschwer, Klaus (2017): Mitteleuropäische Frauen der Bronzezeit waren sehr mobil, <https://derstandard.at/2000063600461/Mitteleuropaeische-Frauen-der-Bronzezeit-waren-sehr-mobil> [03.01.2018]

Thole Werner (Hg.) 2002: Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske+Budrich, 259-272

Thomas Walking (2017): Fernstudium und Fernschulen im Vergleich, Fernstudium Sozialpädagogik www.fernstudium-sozialpaedagogik.com/sozialpaedagogik-definition/onlinezugriff (16.12.2017)

Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hg.) (2009): Biographieforschung im Diskurs. 2. Auflage. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften

Wagner, Andreas (2013): Anton Rohrmoser – ein Architekt der Gemeinwesenarbeit in Österreich. In: Magazin erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs. Ausgabe 19. Wien.

Wagner, Leonie / et.al. (2012): Stadt-Land-soziale Arbeit. Besonderheiten sozialer Arbeit in ländlichen Räumen. In: Debiel, Stefanie (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS

7 Daten

E1: E-Mail 1 an Waldviertler Kulturschaffende, RegionalentwicklerInnen,...,zur Auswahl des Feldes, verfasst von Katharina Streichsbier (19.12. 2016)

F1: Feldnotizen und Beobachtungsprotokoll „das andere Dorf“, verfasst von Katharina Streichsbier (Juni 2017)

F2: Feldnotizen und Beobachtungsprotokoll, „das Dorf“, verfasst von Katharina Streichsbier (26.7.2017, 28.8.2017, 25.9.2017)

I1: Interview „Der Archivar“, mit Archivar, 26.07.2017. In Textdatei übertragen, Zeilen nummeriert

I2: Interview „Die Wirtin“, mit Wirtin, 26.07.2017. In Textdatei übertragen, Zeilen nummeriert

I3: Interview „Die Freiwillige“, mit Freiwillige, 28.08.2017. In Textdatei übertragen, Zeilen nummeriert

I4: Interview „Regionalentwicklung - Dorferneuerung“ mit Büroleiter Dorferneuerung, 08.05.2017. In Textdatei übertragen, Zeilen nummeriert

I5: Interview „Regionalentwicklung - LEADER“, mit Leadermanager, 21.06.2017. In Textdatei übertragen, Zeilen nummeriert

I6: Interview „Regionalentwickler – Regionalmanagement“ mit Leiter des Regionalbüros, 17.07.2017. In Textdatei übertragen, Zeilen nummeriert

Q1: Festschrift 1966, anlässlich der Feier 300 Jahre Marktgemeinde, 225 Jahre Pfarrgemeinde H., nicht veröffentlicht, aufliegend am Gemeindeamt H., eingesehen am 25.9.2017

Q2: Festschrift 2009, anlässlich der Revitalisierung des Gemeindeamtes, nicht veröffentlicht, aufliegend am Gemeindeamt H., eingesehen am 25.9.2017

Q3: Festschrift 2016, anlässlich 350 Jahre Marktgemeinde, nicht veröffentlicht, aufliegend am Gemeindeamt H., eingesehen am 25.9.2017

Q4: geschichtliche Chronik, nicht veröffentlicht, aufliegend am Gemeindeamt H., eingesehen am 25.9.2017

Q5: Schulchronik, nicht veröffentlicht, aufliegend am Gemeindeamt H., eingesehen am 25.9.2017

V1: Vergleichsfoto 1, <https://pastvu.com/p/54054> uploaded by 365zsv, Download am 1.10.2017

V2: Vergleichsfoto 2, www.diariosurdigital.com.ar/guatrache/feliz-cumpleanos-general-manuel-campos/, Copyright DSD - Diario Sur Digital (2012), Download am 1.10.2017

8 Abbildungen

Abbildung 1: Leistungsstandards der GWA nach Lüttringhaus (eigene Darstellung) ...	18
Abbildung 2: Rahmenbedingungen der GWA als Arbeitsfeld (eigene Darstellung)	20
Abbildung 3: Theoretischer Hintergrund der Regionalentwicklungsprogramme (eigene Darstellung).....	27
Abbildung 4: Kernleistungen des Regionalmanagements (Scheer et al 1998: 22)	33
Abbildung 5: Regionalentwicklung im politischen Umfeld (eigene Darstellung).....	37
Abbildung 6: Strukturelle Unterschiede der Regionalentwicklungsprogramme (eigene Darstellung).....	41
Abbildung 7: Einflussfaktoren auf und durch die Biographie (eigene Darstellung)	59
Abbildung 8: Vergleich Leistungsstandards GWA & RE (eigene Darstellung).....	60
Abbildung 9: Darstellung der Forschungslücke (eigene Graphik)	65
Abbildung 10: Bevölkerungsveränderung 2016 (Statistik Austria 2016).....	78
Abbildung 11: V.I.n.r: Eine kleine Zu-Wendung, Haltung, Abstand, der doch vorsichtig überbrückt wird, Hin-Wendung, Zu-Neigung („Archivar“ mit eigener Graphik)	90
Abbildung 12: Bankerlfoto („der Archivar“).....	97
Abbildung 13: Vergleichsfotos (V1 und V2 aus dem Internet).....	98
Abbildung 14: Bankerlfoto bearbeitet (eigene Graphik)	99
Abbildung 15: Bankerlfoto im Vergleich zu Dorfaufnahmen („der Archivar“)	100
Abbildung 16: Chronik (Streichsbier)	101
Abbildung 17: Festschrift (Q4).....	102
Abbildung 18: Beziehung (eigene Graphik)	118
Abbildung 19: Kernleistungen des Regionalmanagements (Scheer et al 1998: 22) ...	126

1) Der „Archivar“ hat schriftlich auf die Nennung seines Namens als Besitzer der Abbildungen 11,12 und 15 verzichtet.

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Doris Maurer, MA**, geboren am **19.6.1978** in **Freistadt**, erkläre,

3. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
4. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Schönbach, 1.1.2018

A handwritten signature in black ink, appearing to be 'Doris Maurer', written in a cursive style.

Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Katharina Streichsbier**, geboren am **15.06.1974** in **Wien**,
erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Wien, 30.12.17

Unterschrift

